

Rolf Kaufmann

Martin Heidegger: Ein verkrüppeltes Genie?

Heideggers Beitrag zur Bewusstseinsrevolution

Abstract

Als Denker leistete Heidegger einen beträchtlichen Beitrag zur Bewusstseinsrevolution (BE), als Mensch versagte er verschiedentlich. Dieser Essay versucht, mehr Licht in die Diskrepanz zwischen seiner Denkleistung und dem gelebten Leben zu bringen. Das erste Kapitel analysiert einen Traum: Im Alter träumte Heidegger wiederholt, er müsse die Reifeprüfung nochmals ablegen. Der Traum weist auf das genannte Missverhältnis hin: Intellektuell an der Spitze, menschlich im Hintertreffen. Das zweite Kapitel analysiert die Kindheit, Jugend und Adoleszenz. Das dritte Kapitel stellt die Befreiung seines Denkens und den Beitrag zur BE dar. Das vierte Kapitel beschreibt die Befreiung seiner Sexualität. Das fünfte und letzte Kapitel lautet: „Das Rätsel Heidegger.“

Schlüsselwörter

Bewusstseinsrevolution, Heidegger, Mentalitätsgeschichte, Obrist.

1. Heideggers Alterstraum

1.1. Der Traum im Verständnis der Tiefenpsychologie

Die Tatsache, dass wir Nacht für Nacht träumen, ist für viele bedeutungslos: „Träume sind Schäume.“ Wer erinnert sich an seine Träume? Wenn es Tag wird, verschwinden sie wie die Sterne beim Sonnenaufgang. Der Tag zählt, nicht die Nacht.

Die Tiefenpsychologie nennt Träume *innere Wahrnehmungen*. Diese verblassen heutzutage meist beim Erwachen; früher liess man sie sich oft nochmals durch den Kopf gehen oder besprach sie mit andern. Man nahm das innerlich Geschaute ernst, weil man glaubte, es berichte von drüben, von dort, wo unser Schicksal bestimmt werde.

Träume kommen nicht von drüben; sie entstehen im unbewussten Bereich unserer Psyche, wo sie von einer geist- und fantasievollen Instanz komponiert werden (C. G. Jung nannte diese „das Selbst“). Träume gewähren Einblick in ein Leben, zu dem wir am Tag keinen Zugang haben; sie sind der direkte Draht zu unserem Innenleben, das sie uns im Schlaf innerlich vorführen, damit wir auf dem Laufenden seien. Sind wir es?

Das Bild von der menschlichen Psyche hat sich grundlegend verändert:

- Für die Alten war die Seele unsere Verbindung zum Jenseits, von dem Träume und Visionen kündeten. Was man schaute, fasste man *konkretistisch* auf: Man glaubte, die Gestalten, die man sah, entstammten dem Himmel oder der Hölle.
- Wenn das angeblich aussen existierende Jenseits in der Tiefe der menschlichen Psyche platziert wird, verwandelt sich das äussere ein inneres Jenseits.

- Diese Umplatzierung begann im Europa der Neuzeit; sie ist der Anfang vom Ende der Religionen, die nach wie vor an ihrem vermeintlich aussen existierenden Jenseits festhalten und sich deshalb mit aller Kraft gegen die Entdeckungen der Neuzeit wehren.

Aber auch die Vorstellung vom Ursprung unserer Psyche hat sich fundamental gewandelt:

- Die Mythen der Alten erzählten, unsere Seele sei uns von einem jenseitigen Wesen eingehaucht worden. Deshalb hielt man die Ewigkeit für die Heimat der Seele, die sich beim Tod des Menschen vom Leib trenne und dorthin zurückkehre, woher sie gekommen: aus dem ewigen Reich des Geistes.
- Die moderne Evolutionstheorie erklärt die Herkunft der Seele anders: Anhand empirisch fundierter Tatsachen zeigt sie, wie sich die menschliche Psyche im Verlauf der Evolution aus viel einfacheren informationsverarbeitenden Systemen entwickelt hat.
- Die menschliche Psyche besitzt neben dem unbewusst funktionierenden auch einen bewusst funktionierenden Bereich, der vom Ich beherrscht wird. Dieses nimmt beim Einzelnen wie bei der Menschheit fortlaufend zu und wird immer grösser und stärker.
- Unsere Psyche verdankt sich nicht einem spontanen schöpferischen Eingriff aus dem Jenseits, sondern der natürlichen Entwicklung des Seins aus sich selbst. Sie wurzelt letztlich im Urknall, mit dem die Evolution des Seins begann.
- Weil unsere Seele keinen übernatürlichen Ursprung hat, zerfällt sie beim Tod mit dem Leib. Der archaisch-mythische Glaube an ein persönliches Weiterleben nach dem Tod lässt sich nach heutiger Erkenntnis nicht länger aufrecht erhalten. Was weiterlebt von uns, sind fast unzerstörbare Einzelteile, etwa Wasser- oder Sauerstoffmoleküle. Wenn diese nach unserem Tod in einen Schmetterlingsflügel gelangen, werden sie in ein völlig neues System integriert. Das Recycling der Natur ist perfekt; alles wird fortwährend umgestaltet. Vom Ich bleibt nur die Erinnerung, die zusehends verblasst, während die ihm untergeordneten Einzelteile andernorts eingebaut werden.

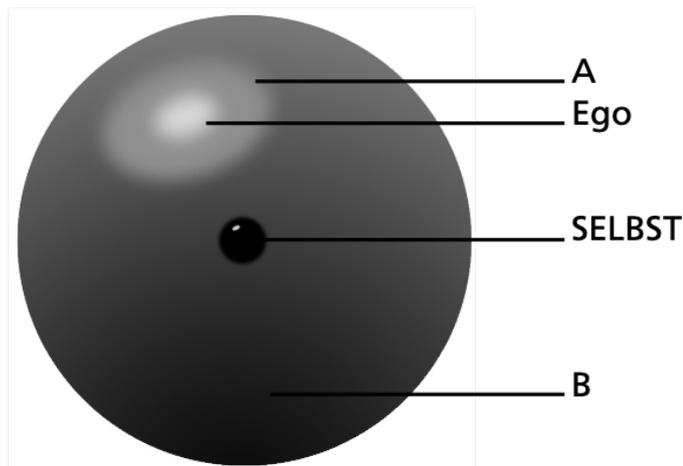
Unsere Seele lässt sich mit einem Haus vergleichen. Das Ich bewohnt das Parterre, ein Oberstübchen im ersten Stock und ein Zimmer im Souterrain. Es nennt das Haus „mein“; doch das ist übertrieben. In Wirklichkeit kennt es sich nicht gut aus in diesem Haus:

- Gleich hinter dem schönen Wohnzimmer im Parterre befindet sich oft eine Gerümpel-Kammer, in der alles chaotisch herumliegt; im Puffzimmer haust der Schatten. Diesen verdrängen wir in der Regel, damit wir das schöne Bild, das wir von uns haben, behalten können. Die äussere und innere Unordnung ist bei andern bekanntlich leichter zu erkennen als bei sich selber. Die Arbeit am eigenen Schatten ist harte Knochenarbeit und daher unbeliebt.
- Zuoberst im Haus wohnt das kollektive Über-Ich, das wir als Kind (meist unbewusst) in uns aufnehmen und ins Leben integrieren. Das Über-Ich wird zurzeit demontiert und umgebaut. Gegenwärtig herrscht ein kollektiver Sittenzerfall, und was morgen sein wird, steht in den Sternen geschrieben. Die Autoritäten aus der Kindheit - das „man“, das einst das gesellschaftliche Leben bestimmte - verblassen, mit der Folge, dass viele nicht mehr wissen, „was sich gehört und wie sich ein anständiger Mensch aufführt“. Die „gute Kinderstube“ verschwindet, und was nachkommt, ist ungewiss.
- Im Keller unten tummeln sich uralte Mächte aus der Vorzeit: Instinkte, chthonische Götter, unzivilisierte Riesen, Kobolde, Meerjungfrauen, Schlangen mit Flügeln, Kröten, Haie und viele, viele andere Tiere. Sie bilden das animalische Fundament unserer Psyche. Dieses wird in der christlichen Kultur entwertet. „Sursum corda!“, ruft der katholische Priester der Gemeinde im Gottesdienst zu: „Erhebet die Herzen zum Himmel!“, und die Gemeinde respondiert: „Wir haben sie beim Herrn.“ Christen verschliessen ihren Keller oft; sie wollen

sich das unzivilisierte Pack da unten vom Leib halten, verdrängen und vergessen es. Ein Beispiel dafür ist Martin Heidegger, der in seiner Kindheit und Jugend Priester werden wollte. Aus dieser Verdrängung entstand seine Neurose.

C. G. Jung hat sein Psyche-Modell nie optisch dargestellt. Nach seinem Tod holten das zwei seiner Schüler nach, Marie-Louise von Franz und Willy Obrist. Da ihre Darstellungen unabhängig von einander entstanden, einander aber verblüffend ähnlich sind, geben sie Jungs Auffassung sehr wahrscheinlich korrekt wieder: Die Psyche enthält einen bewussten Bereich, den das evolutionsgeschichtlich junge Ich dominiert, und einen unbewussten, den das uralte Selbst beherrscht.

Die Darstellung der Psyche durch M. L. von Franz:



Die Psyche ist mit einer Kugel zu vergleichen, die auf ihrer Oberfläche ein helles Feld (A) hat, welches das Bewusstsein darstellt. Das Ego ist das Zentrum des Feldes (bewusst ist etwas nur dann, wenn «ich» es weiss). Das Selbst ist der Kern und gleichzeitig die ganze Kugel (B); seine Regulationsvorgänge erzeugen die Träume.

Abbildung 1: Modell der Psyche nach M.L. von Franz.

Sehr ähnlich ist die Grafik von W. Obrist:

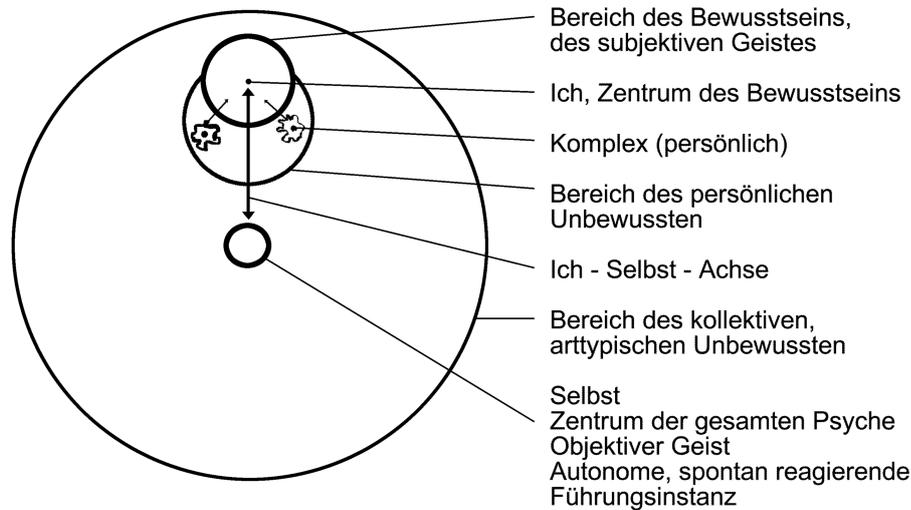


Abbildung 2: Modell der Psyche nach W. Obrist.

Der letzte Satz des Texts unter der Kugel von M. L. von Franz handelt von den Träumen. Diese veranschaulichen nach von Franz psychische *Regulationsvorgänge*, die den Druck zwischen dem bewussten und dem unbewussten Bereich der Psyche ausgleichen. Sie informieren das schlafende, nach innen blickende Ich darüber, was sich in der unbewussten Psyche tut, damit dieses sich darauf einstellen und allenfalls Korrekturen vornehmen kann. Gebannt verfolgt das Ich den Film, den das Selbst zusammengestellt hat.

Als es noch keine TV und Handys gab, unterhielt uns unser *innerer* Filmemacher, nicht nur nachts, sondern auch tagsüber, in Tagträumen und inneren Bildern.

Die unbewusste Fantasie, welche die Träume erfindet und dem Ich vorführt, ist der älteste Psychotherapeut. Jung nennt diese Instanz das Selbst. Es sorgt für den Druckausgleich zwischen dem bewussten und dem unbewussten Bereich der Psyche. Die tiefenpsychologische Psychotherapie macht sich diese Jahrtausende alte Einrichtung zunutze: Sie lehrt ihre Klienten, die Schöpfungen ihres Selbst zu beachten und zu verstehen. Damit beleben diese ihre Ich-Selbst-Achse und lernen, mit ihrem Selbst zusammenzuarbeiten. Der Begriff der Ich-Selbst-Achse stammt von Jungs Schüler Erich Neumann (Walch 2010). Die beiden Zentren der Psyche, das Ich (lat.: Ego) und das Selbst, sind rückgekoppelt. In der Psychotherapie geht es meist um die Rückkoppelung. Ein guter Therapeut gibt nicht in erster Linie kluge Ratschläge, sondern hilft, Ich und Selbst zu verbinden.

Was von Franz als *Regulationsvorgang* bezeichnet, nennt Obrist den *innerpsychischen Informationsfluss* auf der Ich-Selbst-Achse, der für das Gleichgewicht zwischen Ich und Selbst und damit für ganzheitliche Gesundheit sorgt.

Hinsichtlich der Rückkoppelung sind die Ausführungen von K. U. Adam aufschlussreich (Wörterbuch der Analytischen Psychologie, 421):

„Die *biologische* Funktion des Traums besteht darin, regulatorische Spannungen abzubauen, archetypische Muster und instinktgebundene Bereitschaften einzuüben. ...

Die *psychologische* Funktion des Traums besteht in einer psychischen Regulation mit dem Ziel, die zwischen den Systemen des Bewusstseins und des Unbewussten bestehende *Gegensatzspannung oder gar Dissoziation* abzubauen. Dadurch fördert der Traum die Bewusstseinsweiterung.“

Der Alterstraum wird zeigen, dass diese „Gegensatzspannung oder gar Dissoziation“ zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten auch bei Heidegger festzustellen ist.

1.2. Heideggers Alterstraum

Thema des Traums ist, wie im *Abstract* erwähnt, die Reifeprüfung, die Heidegger nochmals ablegen soll. Seinem langjährigen Freund Medard Boss (1903-1990) erklärt er, dieser Traum sei sein einziger (Safranski 449). In Wirklichkeit träumt jeder Mensch jede Nacht mehrmals. Heidegger ist nicht aufrichtig. Warum nicht? Was hat er zu verstecken? In seiner Unaufrichtigkeit zeigt sich die erwähnte Dissoziation: Ich und Selbst sind nicht rückgekoppelt. Das rührt letztlich daher, dass er schon als Kind Priester werden wollte, ein besserer Mensch: „Sursum corda!“ Er identifizierte sich von klein auf mit der Persona und verdrängte den Rest seiner Persönlichkeit. So entstand eine habituelle Unaufrichtigkeit: Man wusste bei ihm nie, woran man mit ihm war, weil er den Schatten verdrängte.

Doch mit bald Achtzig vertraut er Medard Moss den lästigen Traum dennoch an, erklärt aber gleichzeitig, es sei sein einziger Traum, und er wolle ihn nicht als Therapeuten beanspruchen (Safranski 449). Damit flunkert er gleich zwei Mal: Erstens ist es nicht sein einziger Traum, und zweitens ist, was er tut, ein Widerspruch in sich selbst: Indem er dem langjährigen Freund den Traum erzählt, beansprucht er ihn auch als Therapeuten...

Am liebsten würde er wohl gar nicht von seiner Gerümpel-Kammer reden und die Persona wahren. Doch der lästige Traum kehrt immer wieder! Das verunsichert ihn sehr, und in einem schwachen Augenblick rutscht ihm der Traum halt hinaus.

Dessen Thema ist: „Die Reifeprüfung muss wiederholt werden.“ Es mangelt an innerer Reife. In der symbolischen Sprache des Traums bedeutet „Reifeprüfung“ nicht das Abitur, wo Schul-, Sach- und Fachwissen geprüft wird. Jetzt geht es um die Prüfung der *inneren* Reife; es wird geprüft, ob Heidegger nicht nur alt, sondern auch weise geworden sei. Diese Prüfung hat er noch nicht bestanden. Der Traum enthält somit die Aufforderung, reifer zu werden. So etwas als berühmter Philosoph im Alter hören zu müssen, ist wie eine Verurteilung durch das jüngste Gericht.

Der Traum zeigt die Diskrepanz zwischen der Entwicklung des Intellekts und derjenigen des Archetyps des Alten Weisen; die Herzens- und Persönlichkeitsbildung blieb hinter der Ausbildung der Ratio zurück. Das Urteil wiegt besonders schwer, weil er Professor der *Philosophie* war, der Liebe zur Weisheit. Er hat genau dort versagt, wo er sich die grösste Mühe gab. Verständlich, dass er den Traum verdrängen wollte!

Was nach dem Gespräch über den Traum geschah, ist unsicher. Nach Boss hatte Heidegger keinerlei Probleme mit der Umsetzung des Traums; Boss schrieb ins Protokoll (ZS 308): „Endgültig war es mit diesem stereotypen Traum vorbei, als Heidegger im wachen Denken ‚Sein‘ im Lichte des ‚Ereignisses‘ zu erfahren vermochte“ (Safranski 449). Das „Sein“ wurde „im wachen Denken“ „Ereignis“ - und vorbei war der Spuk...

Diese Darstellung ist m.E. nichts sagend und unglaubhaft. Begriffe wie „Sein“ und „Ereignis“ sind abstrakte Allgemeinbegriffe, und damit lässt sich eine tiefe Dissoziation nicht therapieren. Andererseits ist zu bedenken, dass Boss kein Anfänger mehr war... Aber was geschah wirklich? Warum wird nicht Klartext gesprochen?

Der Grund ist wohl folgender: Heidegger war 14 Jahre älter als Boss und der tonangebende Leiter. Boss war dessen Schüler. Verurteilt der Traum den Meister darum nicht, und wird das „Sein“ darum im „wachen Denken“ sofort „Ereignis“?

Man fragt sich, warum Boss den Traum im Protokoll überhaupt erwähnt; denn das ist ein Verstoss gegen die ärztliche Schweigepflicht. Oder will er ihm eins auswischen? Vieles ist unklar. Mir scheint, was Boss auftische, sollte man mit Vorsicht geniessen.

Der nächste Abschnitt bringt noch mehr Zwielfichtiges an den Tag.

1.3. Die Zollikoner Seminare (ZS, 1959-1969)

Anfangs der Sechziger Jahre, als Student, hörte ich erstmals von den Zollikoner Seminaren. Wir Züricher mo-kierten uns: „Psst, dort wird bei Kerzenlicht in den heiligen Schriften von Meister Heidegger gelesen, des Nazis aus Deutschland, das uns im Zweiten Weltkrieg bedrohte!“ Dass es dabei um die wichtige Frage ging, woran unsere Zeit kranke, realisierten wir nicht. Die Zollikoner Seminare sollten den Dialog zwischen Philosophie und Psychotherapie fördern. Safranski: „Es ging dabei immer um beides: um seelische Krankheiten von Individuen und um die Pathologie der modernen Zivilisation. Im Irresein des einzelnen erkannte Heidegger die wahnsin-nigen Zustände der Neuzeit“ (449).

Die erste Sitzung fand im Burghölzli statt; danach tagte man bei Boss daheim, wo Heidegger jeweils für eine Woche weilte, damit zwei Seminare pro Woche durchgeführt werden konnten. Die freien Tage dazwischen ver-brachten Heidegger und Boss bisweilen auf der Lenzerheide im Ferienhaus von Boss, wo sich Heidegger beson-ders wohl fühlte.

In der Regel nahmen Mitarbeiter von Boss an den Seminaren teil, meist Ärzte und Psychotherapeuten. Boss lehrte an der psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, dem Burghölzli, wo Jung 1900-1910 Assistenz- und Ober-arzt gewesen war.

Zu den Seminaren verfasste Boss ab 1964 Protokolle. Nach Alice Holzhey-Kunz genügen deren editorische Kri-terien nicht: „Anlässlich eines Vortrags von mir über ‚Heideggers Kritik an Freud in den Zollikoner Seminaren‘ im Jahr 2013 teilte mir der Enkel Heideggers, Arnulf Heidegger, mit, sein Grossvater habe Boss die Protokolle sehr verübelt und ihm deswegen seine Freundschaft explizit aufgekündigt“ (ZS 18).

Was war das für eine Freundschaft, und wie hatte sie angefangen? Boss erzählt, er sei im Zweiten Weltkrieg als Bataillonsarzt einer Gebirgstruppe der Schweizer Armee unterbeschäftigt gewesen und habe darum viel gelesen. Dabei sei er auf Heidegger gestossen, und während der Lektüre sei er auf die Idee gekommen, Heideggers Ein-sichten sollten für die Psychotherapie fruchtbar gemacht werden. Nach dem Krieg habe er sich entschlossen, mit Heidegger persönlich Kontakt aufzunehmen. Zuvor habe er sich bei der französischen Besatzungsbehörde er-kündigt, was wahr sei an den Gerüchten, Heidegger sei ein Nazi gewesen. Da er die Auskunft erhalten habe, dessen Vergehen seien nicht gravierend gewesen, habe er diesen 1947 angeschrieben. Darauf habe Heidegger ihm freundlich geantwortet und ihn um ein kleines Schokoladenpäckchen gebeten.

Eine schöne Geschichte. Für Safranski ist sie glaubhaft; er sagt: „Aus der Briefpartnerschaft wurde eine herzliche Freundschaft. Heidegger versprach sich viel von dieser Verbindung mit einem Arzt, der sein Denken zu verste-hen schien“ (448).

In Wirklichkeit lernte Boss Heidegger nicht im Militärdienst aus Büchern kennen. Es war Ludwig Binswanger (1881-1966), 22 Jahre älter als Boss, der ihm Heidegger schon früher nahe gebracht hatte. Binswanger hatte wie Boss in Zürich Medizin studiert und promoviert. Binswangers Doktorvater war der nur sechs Jahre ältere C. G. Jung (1875-1962) gewesen. Boss, geb. 1903, war eine Generation jünger als Jung und beteiligte sich zehn Jahre lang an dessen Arbeitsgemeinschaft (1938-1948). Obwohl er psychoanalytisch orientiert war, wollte er kein Jung-Schüler sein, sondern suchte anderswo Anschluss. Diesen fand er bei Binswanger, dessen Daseinsanalyse von Heidegger beeinflusst war. Für Binswanger war aber nicht die *Angst* das Fundament des eigentlichen Daseins wie für Heidegger, sondern die *Liebe*, „die ungeschiedene Seinsfülle des Miteinander“ (L. Binswanger: „Grund-formen und Erkenntnis menschlichen Daseins“, 1942).

Boss kam nicht selber, sondern durch seinen Lehrer Binswanger auf Heidegger. Seine 1944 erschienene Schrift: „Die Gestalt der Ehe und ihre Verfallsformen“ stützt sich, wie die Habilitationsschrift von 1947, weitgehend auf Binswanger. Als er sich später von Binswanger trennte, löschte er dessen Namen in seinen Schriften und schrieb die Geschichte zu seinen Gunsten um.

Boss trennte sich auch von Jung und dessen Analytischer Psychologie, weil Jung mit Heidegger nichts zu tun haben wollte. Dessen Sprache gemahnte ihn an Konstrukte Schizophrener, die man intern „höheren Blödsinn“ nannte. Heidegger erscheint in den 20 Bänden von Jungs Gesammelten Werken (GW) kein einziges Mal,

abgesehen von einem Brief an Arnold Künzli vom 16. März 1943, wo er impulsiv auf eine Anfrage antwortet: „Bei Heidegger gibt es *unbewusste subjektive Vorurteile*, von denen er strotzt; er bemüht sich vergeblich, sich hinter einer geschwollenen Sprache zu verstecken. Diese Sprache verrät ihn. Hören Sie einmal 1 Semester lang psychiatrische Klinik, und dann wissen Sie, wo man diese Sprache auch noch hören kann“ (Fischer 426). Jungs Urteil ist impulsiv und unausgewogen, im Kern aber nicht unbegründet.

Aber nicht nur Heidegger, sondern auch Boss fehlt in Jungs GW, mit einer Ausnahme: Jung musste ein Gutachten über einen von Boss vorgestellten Fall abgeben. Darin steht: „Ich musste mich durch die Darstellung des Falles durch Dr. Boss hindurchwinden. Der gänzlich überflüssige existentialistische Schwulst kompliziert die Sachlage unnötig und macht die Lektüre zu einer unerfreulichen Aufgabe“ (GW Bd. 18/1, § 822). Jung musste sich durch den Text „hindurchwinden“ und ärgerte sich über den „gänzlich überflüssigen existentialistischen Schwulst“. Auch hier äussert Jung negative Emotionen. Er hatte mit der Daseinsanalyse nichts am Hut, weder mit Boss noch mit Heidegger. Zwischen den tiefenpsychologischen Schulen herrschten unschöne Rivalitäten. Aber lassen wir das.

Anfangs der Seminare war Heidegger siebzig, am Ende achtzig. Warum die Seminare aufhörten, ist nicht ganz klar. Geschah es nur aufgrund von Heideggers Alter? Oder spielte auch der Alterstraum und dessen Erwähnung im Protokoll eine Rolle? Wollte sich Boss damit brüsten, dass Meister Heidegger ihm diesen Traum anvertraut habe? Warum erwähnt er den Traum trotz der ärztlichen Schweigepflicht? Lauter ungelöste Fragen.

Fischers Schlusswort kann ein Stück weit klären:

„Im Sommer 1947 bittet der Psychiater Medard Boss aus Zürich Heidegger um ‚philosophische Denkhilfen‘. ... Boss gerät sofort in eine theoretische Abhängigkeit von Heidegger, lehnt nun die psychoanalytische Theorie, aus der er kam, in Bausch und Bogen ab und schreibt seine früheren Bücher um. Er tilgt die Hinweise auf seinen Lehrer Binswanger und wendet sich auch persönlich gegen ihn, was massive Spannungen und Eifersüchteleien in der daseinsanalytischen Gemeinde provoziert und zu ihrer Spaltung führt. ...

Der Daseinsanalytiker Gion Condrau bemerkt: ‚Boss tut aufgrund seiner Freundschaft mit Heidegger so, als ob er der massgebende Verstehende sei und verschweigt, dass er über Binswanger zu Heidegger kam.‘ ...

Heidegger salbt schliesslich Boss zu seinem Apostel und unterweist ihn in seiner Lehre. Später wird er sogar eigenhändig das Manuskript zu Boss’ ‚*Grundriss der Medizin*‘ korrigieren“ (Fischer 539).

An der Beziehung zwischen Heidegger und Boss, die Safranski gutgläubig „eine herzliche Freundschaft“ nennt (448), war offensichtlich nicht alles Gold, was glänzte.

Der nächste Abschnitt handelt nochmals vom Alterstraum. Dieser ist nicht nur für Heidegger, sondern auch für andere wichtig. Grosse Träume haben eine kollektive Bedeutung, weil sie ein Thema von allgemeinem Interesse behandeln.

1.4. Die kollektive Bedeutung des Alterstraums

Heideggers Traum ist z.B. auch für die akademische Philosophie von Bedeutung. Diese häuft ganze Berge von intellektuellem Sach- und Fachwissen auf, bemüht sich aber nicht, das Kopfwissen in die Praxis umzusetzen. Wer mit geölter Zunge über möglichst viele philosophische Systeme reden kann, gilt als Fachperson.

Der Traum fordert eigentlich eine Neuorientierung der Philosophie. Ursprünglich war diese keine schwer verständliche Spezialdisziplin für Eingeweihte, sondern bestand aus praxisbezogenem Überlebenswissen. Ein solches Wissen wäre heute nötiger denn je. Da sich ein einzelner dieses aber nicht mehr im Alleingang aneignen kann, muss sich die Philosophie als Fach im interdisziplinären Dialog engagieren, damit aus theoretischem Spezialwissen wieder praktisches Überlebenswissen zum Nutzen aller werden kann.

Was sind eigentlich die Wurzeln der Philosophie? Ihr biologisches Fundament ist die Neugier der höher entwickelten Säuger. Diese führt zu sozialen Besonderheiten einzelner Gruppen. Das ist der Ursprung der *Kultur*. Diese wird nicht mehr durch das biologische Erbgut, sondern durch Lehren und Lernen von Kulturgut tradiert.

Die nahtlose Fortsetzung der Entwicklung, die bei höheren Säugern begann, ist die menschliche BE. Diese wurzelt in der Bio-Evolution; der Übergang vom Tier zum Menschen ist fließend.

Was den Menschen auszeichnet, ist nicht die Neugier an sich, sondern das Ausmass, das sie bei ihm annimmt. Ohne Neugier, den Trieb zu bewusst angeeignetem Wissen, kann der Mensch nicht überleben. Dieser Trieb ist bei ihm sehr ausgeprägt. Er ist ein Instinkt-mangel-Wesen, dessen Instinkte infolge der frühen Geburt weniger ausgebildet sind als die anderer Wesen. Darum benötigt er die Kultur mehr als seine biologischen Vorfahren. Bis er sozialisiert ist, muss er eine längere Lehrzeit absolvieren als andere Geschöpfe. Er hat nie ausgelernt. Vieles von dem, was die Natur anderen Wesen in die Wiege legt, muss er sich *bewusst* erarbeiten. Das ist hart. Darum empfindet er sein Leben oft als mühsam. Davon spricht der weltweit verbreitete Mythos vom Verlust des Paradieses.

Da bewusstes Erkennen im Verlauf der BE immer wichtiger wird, wird das menschliche Leben immer kopflastiger, und damit wächst die Gefahr, dass das seelische Gleichgewicht aus der Balance gerät.

Das war auch bei Martin Heidegger der Fall, dessen Leben wir nun näher betrachten.

2. Kindheit, Jugend, Adoleszenz

2.1. Kindheit und Jugend

Martin Heidegger kam am 26. September 1889 als erstes Kind der Eltern Friedrich und Johanna Heidegger-Kempf in Messkirch zur Welt. Sein Vater (1851-1924) war von einfacher Herkunft; er amtierte als Mesner in der katholischen Kirche und war von Beruf Küfermeister. Die Mutter (1858-1927) stammte aus einer angesehenen alten Bauernfamilie.

Messkirch war damals ein 2'000 Einwohner zählendes badisches Amtsstädtchen. Im Land Baden existierte seit der Französischen Revolution eine starke liberale Strömung. Safranski (18): „1815 wurde eine Repräsentativverfassung erlassen, 1831 die Pressezensur aufgehoben. Baden war eine Hochburg der Revolution von 1848.“

Der liberale Geist machte nicht Halt vor der Kirche. Als das Konzil in Rom 1870 das Dogma von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes beschloss, bildete sich eine starke Opposition, die sich „altkatholisch“ nannte und den Schritt von 1870 nicht mitmachen wollte. Die Altkatholiken wollten die Kirche modernisieren, mit dem Programm: „Abschaffung des Zölibats für Priester und Ordensleute; Einschränkung der Heiligenverehrung; Ausweitung der Selbstbestimmung der Gemeinden.“ Ein spätprotestantisches: „Los von Rom!“

„Messkirch war in den siebziger und achtziger Jahren eine Hochburg der Altkatholiken. Zeitweilig war dort fast die Hälfte der Bevölkerung altkatholisch“ (Safranski 19). Die Altkatholiken verkörperten das nationalliberale katholische Bildungsbürgertum; sie bekleideten die wichtigsten Ämter. Darunter hatten romtreue Katholiken spürbar zu leiden, besonders die Kinder. Conrad Gröber aus Messkirch, der Martin später finanziell unterstützten und im Internat in Konstanz väterlich begleiten sollte, berichtet:

„Wir wissen es aus eigener bitterer Erfahrung, wieviel Jugendglück in jenen rauen Jahren zerstört wurde, wo die reicheren altkatholischen Kinder die ärmeren katholischen Kinder fortstießen, ihre Geistlichen und sie mit Übernamen belegten, sie verprügelten und in Brunnenröge tauchten. Wir wissen auch aus eigener Erfahrung, dass altkatholische Lehrer die Schafe von den Böcken schieden, die katholischen Schüler ‚schwarze Siechen‘ nannten und sie handgreiflich fühlen liessen, dass man nicht ungestraft auf römischen Pfaden wandeln dürfe“ (Safranski 19).

Safranski fährt fort: „Zu den Standhaften zählte Martins Vater. Er blieb bei den Römischen, obwohl er zunächst nur Nachteile davon hatte. Die Regierung hatte den Messkirchener Altkatholiken ein Mitbenutzungsrecht an der Stadtkirche St. Martin zugesprochen. Für die Römischen bedeutete dies eine Entweihung ihres Gotteshauses. Sie zogen aus und bauten 1875 unweit der Stadtkirche einen alten Fruchtspeicher zu einer ‚Notkirche‘ um. Dort war auch die Küferwerkstatt des Mesners untergebracht. Dort wurde Martin getauft.“

Der Gegensatz zwischen den Römischen und den Altkatholiken zerriss die Stadtgemeinde in zwei Lager. Die Altkatholiken - das waren die ‚besseren Kreise‘, die ‚Liberalen‘, die ‚Modernen‘. Aus deren Sicht galten die Römischen als Gegner des Fortschritts, als beschränkte, zurückgebliebene kleine Leute, die an einem überlebten Brauchtum festhielten. ...

In diesen Konflikten erlebte der kleine Martin den Gegensatz zwischen Tradition und Moderne“ (Safranski 19 f.).

1895 erhielten die romtreu Gebliebenen die Stadtkirche St. Martin zurück. Der Mesner und seine Familie kehrten wieder in ihr kleines Haus am Kirchplatz zurück. „Dabei geriet der kleine Martin unverhofft in eine Schlüsselrolle: Dem altkatholischen Mesner war es peinlich, die Kirchenschlüssel seinem Nachfolger zu übergeben, und so streckte er sie dem kleinen Mesnersohn zu, der gerade auf dem Kirchplatz spielte“ (20).

Als Sakristan war Martins Vater ein wichtiger Diener der Kirche. Er wurde von der ganzen Familie unterstützt; die Gattin schmückte die Kirche und den Altar mit Blumen, die sie und die Kinder gepflückt hatten, und die Buben waren Ministranten, besorgen Botengängen für den Priester und halfen mit beim Läuten der sieben Glocken der St. Martinskirche. Der Vater war introvertiert, oft in sich gekehrt, schweigsam, unauffällig, fleissig und rechtschaffen; er war freundlich und ein guter Sigrüst.

Die Mutter „war eine heitere Frau. Oft sagte sie, das Leben sei so schön eingerichtet, dass man sich immer an etwas freuen dürfe. Sie war resolut, manchmal stolz, und sie versteckte nicht das Selbstbewusstsein ihrer gutbäuerlichen Herkunft. Sie galt als arbeitsam; man kannte sie fast nur mit Schürze und dem ‚Kopftüchle‘“ (Safranski 23).

Auch die Annalen von Messkirch sind Martins Mutter zugetan: „Sie war eine lebensfrohe Frau, ohne mit Fisimatenten geplagt zu werden. Kontaktfreudig, liebte sie sinnvolle Gespräche und gesellige Unterhaltung; sie verschmähte auch nicht ein Schwätzerle mit ihresgleichen, aber ohne Schwatzbasenallüren. ... Was sie anpackte, hatte Hand und Fuss“ (Fischer 30). Ihr Wesen war extravertiert; sie war gesellig, konnte aber auch ernsthaft sein und hatte mit dieser Seite ihres Wesens Verständnis für ihren Gemahl.

Typenmässig ergänzte sich das Paar, wie es häufig der Fall ist: „Gegensätze ziehen sich an.“ Die glückliche Konstellation der Eltern war für die Kinder ein wohltuender Gegensatz zur gespaltenen Gesellschaft, in der nicht Harmonie, sondern Feindschaft vorherrschte.

Martin hatte sein introvertiertes Wesen vom Vater, während das weltoffene Naturell seines extravertierten jüngeren Bruders Fritz dem der Mutter glich. Wie Vater und Mutter ergänzten sich auch die beiden Brüder. Fritz: „Entscheidend war zuhause das Klima, die seelisch-geistige Atmosphäre im Mesnerhaus. Das Masshalten in allem galt als ungeschriebene Grundregel. Darin war mit enthalten die Toleranz Andersdenkenden gegenüber“ (Fischer 30). Es gelang den Eltern, die vergifteten gesellschaftlichen Zustände soweit von der Familie fernzuhalten, dass sie den Frieden nicht gefährdeten.

Die Darstellung der Mesnerfamilie muss ein wenig korrigiert werden. Die gesamtulturellen Umstände waren nämlich alles andere als kinderfreundlich. Die Erziehung war sehr streng und oft verständnislos; „Fisimatenten“, Flausen, unziemliche Kapriolen und ungehörige Streiche wurden streng geahndet, von Widerrede oder gar Rebellion nicht zu reden. Kinder wurden gespürt. Martin wuchs in einer Zeit auf, da in Messkirch noch nichts zu spüren war von der pädagogischen Revolution des 20. Jahrhunderts. Vorherrschend war die altväterische Prügelpädagogik (deMause 1979): „Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen.“ So hatte es schon das altgriechische Sprichwort gelehrt, und die Heilige Schrift hatte nachgedoppelt: „Wer seinen Sohn liebt, der züchtigt ihn.“

Dass Kinder von Natur aus gut seien und erzieherische Empathie benötigten, wurde erst seit der Aufklärung, etwa von Jean-Jaques Rousseau (1712-1778) propagiert, und die daraus hervorgehende moderne Erziehung setzte sich kollektiv erst ab Mitte des 20. Jahrhunderts durch. Da Martin aber kein rebellisches, sondern ein angepasstes Kind und ein intelligenter Schüler war, kam er angesichts der Prügelpädagogik von Lehrern und Eltern glimpflich davon.

In diesem Zusammenhang muss auch auf die damals kollektiv verdrängte Sexualität hingewiesen werden. Saf-ranski erwähnt zusammen mit der Schürze von Martins Mutter, dem Zeichen ihres Fleisses, auch ihr ‚Kopftüchle‘. Dahinter steckt mehr als Fleiss. Schürze und Kopftuch sind die Entsprechung zu Burka und Nikab, den Symbolen der Unfreiheit der muslimischen Frau (bei der oft noch die frühkindliche Beschneidung der Klitoris hinzu kommt). Schürze und Kopftuch, Burka und Nikab zielen in dieselbe Richtung: Das wallende Haar und der Körper der Frau sind nach dem Koran sündig, und auch nach der Bibel wecken sie primitive sexuelle Begierden. Der Apostel Paulus verbietet der Frau darum in 1. Korinther 11₁₀, unverschleiert im Gottesdienst zu erscheinen, weil das offene Haar die Dämonen der Lust reize, die darauf lauerten, die Gläubigen zu verführen.

Solche archaisch-mythischen Ansichten sind nicht nur im heutigen Islam noch verbreitet; sie waren es ende des 19. Jahrhunderts auch in christlichen Gegenden, wo der Geist der Moderne noch nicht Fuss gefasst hatte. In Messkirch geziemte es sich nicht für eine Frau, ihr Haar offen zu tragen und in Kleidern zu erscheinen, die ihre weiblichen Körperformen zur Geltung brachten. Völlig undenkbar war, die nackte Haut zur Schau zu stellen, wie es inzwischen in der emanzipierten westlichen Welt selbstverständlich geworden ist. Solche Frauen wären als Dirnen verschrien und gedemütigt worden. Dass Martins Vater seine Frau splitternackt mit offenem Haar zu sehen bekam, dürfte eher selten der Fall gewesen sein. Dasselbe galt für Martin und Fritz. Der nackte Leib der Mutter war tabu.

Diese leib- und sexualfeindliche Atmosphäre beeinflusste den sensiblen, hochintelligenten Martin tiefer, als man es sich in der Regel bewusst macht. Aus heutiger Sicht waren die Eltern sexuell verklemmt, und das übertrug sich auf den schizoid veranlagten Martin. Sein geistiges Vorbild war der zölibatär lebende, geweihte Priester, dessen Weihe ihm die Kraft verlieh, die niederen, sündigen Kräfte in höhere Tugenden umzuwandeln. Der Priester konnte Brot und Wein „wandeln“, und die von ihm gespendeten Sakramente ebneten den Gläubigen den Weg in den Himmel.

Aus der Sicht der BE ist dieser christliche Idealismus die letzte Phase der Kindheit in der Entwicklung des menschlichen Geistes. Die damit verbundene Problematik sollte für Martin am Ende der Adoleszenz akut werden. Mit Zwanzig wird ihm der erste neurotische Zwischenfall einen Strich durch die Rechnung machen.

Zur gesellschaftlichen Stellung von Martins Familie ist zu sagen: Sie gehörte dem unteren Mittelstand an. Das Geld reichte für die drei Kinder, zwei Buben und ein Mädchen; doch es reichte nicht, diese an eine höhere Schule zu schicken. „Hier sprang die Kirche ein. Es war die übliche Praxis der kirchlichen Begabtenförderung und zugleich die Rekrutierung des Priesternachwuchses. Stadtpfarrer Camillo Brandhuber schlug den Eltern vor, den begabten Martin nach Abschluss der Messkirchener Bürgerschule ins katholische Konvikt Konstanz zu schicken, ein Internat für den Priesternachwuchs. Der Pfarrer hatte Martin kostenlos Lateinunterricht erteilt und damit den Übergang ins Gymnasium ermöglicht. Der Präfekt des Konstanzer Konvikts war der Messkirchener Conrad Gröber“ (Saf-ranski 23).

Martins Eltern waren dankbar, dass die Kirche ihrem Ältesten den Zugang zur höheren Bildung ermöglichte. „Es war ein Leben unter der Obhut der Kirche in einem Provinzstädten am Anfang des 20. Jahrhunderts“ (Saf-ranski 21).

Dass diese Obhut nicht ganz unproblematisch war, dürfte inzwischen klar geworden sein.

Im Rückblick wird Heidegger sagen, seine Jugend sei in einen kaum sichtbaren, von der Mutter verliehenen Glanz gehüllt gewesen - ein Stück Paradies. „Auch Bruder Fritz hat jene Jahre ähnlich erlebt: ‚So genossen wir durch alle Lausbubereien hindurch die Wohltat einer nie mehr erlebten steten Schwerelosigkeit‘“ (Saf-ranski 22). Die Familie war ein Hort, der die Kinder vor den Schikanen liberaler Altkatholiken schützte und ihnen das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit gab.

Dieses positive Urteil über die Kindheit von Fritz und Martin ist keine unbegründete Verklärung. Fischer urteilt ähnlich: „Eine gewisse Unbeschwertheit der Kindheit und Jugend ist dem Leben der beiden Brüder nicht abzuspüren. Rückblickend schildert Fritz seinen Bruder Martin als tüchtigen Sportler: ‚Du warst ein gewandter Turner am Reck und am Barren, im Sommer ein guter Schwimmer und im Winter ein flotter Schlittschuhläufer.

... Ich sehe dich heute noch, wie du beim Fussballspiel als Linksaussen oft nach einem schneidigen Schuss noch einen Augenblick gespannt verharrtest, bis der Ball haarscharf am Tor vorbeiflog“ (Fischer 32).

Die Fussballszene ist von symbolischer Bedeutung: Als Introvertierter sollte Heidegger in der Gesellschaft stets „links aussen“ spielen; er war nicht ein Mittelfeldspieler. Auch dass er „schneidig“, aber „haarscharf am Tor vorbei“ schießt, passt: Er wurde kein weltgewandter Goalgetter, der's im Blut hat, wie man gesellschaftlich Erfolg hat. Er war auch kein Hauptmann - wie in einer Buben-Schlacht gegen die Gögginger - „mit einem stattlichen eisernen Säbel“ (Fischer 32). In der Nazizeit versuchte er zwar einmal kurz, sich zu einem Anführer aufzuspielen, aber nicht lange. Sein wahres Element war die Philosophie, sein Schwert das Schwert des Geistes. Damit trennte er haarscharf zwischen richtig und falsch. Auf diesem Kampfplatz wurde er ein Meister, der es mit jedem andern Philosophen aufnehmen konnte; in dieser Arena hatte er Anspruch auf eine Alpha-Position.

Zu einem kräftigen Sportler gehört oft eine kräftige Sexualität. Aber davon sprach man nicht; man blickte vielmehr voller Ehrfurcht auf zum Priester, der von einem in der Apostolischen Sukzession stehenden Bischof durch Handauflegung die Heilskraft Christi erhalten hatte, dank der er Brot und Wein in den Leib und das erlösende Blut Christi wandeln, Taufwasser weihen, Reliquien und heilige Bilder mit Kraft aufladen konnte. Ihm durfte Martin als Ministrant dienen, und später würde auch er Priester werden...

Doch seine Sexualität wird diesen Traum nicht teilen.

2.2. Adoleszenz

2.2.1. Konstanz: Konradihaus und Gymnasium (1903-1906)

In Konstanz ging das Foppen weiter. Diesmal waren es aber nicht Kinder von liberalen Altkatholiken, sondern Söhne liberaler, weltlich gesinnter, religiös emanzipierter, meist gut-situierter Gebildeter, die ihn hänselten. Wiederum stand er auf der Seite der Rechtgläubigen. Das Internat war in dieser Hinsicht eine Fortsetzung der Familie. Dessen Präfekt war der Messkirchener Conrad Gröber, der mitgeholfen hatte, Martin den Aufenthalt in Konstanz zu ermöglichen.

Das Gymnasium in Konstanz war eine betont weltliche Schule. Für Martin war das neu. In Messkirch war die Welt noch ganz katholisch gewesen; doch im nur fünfzig Kilometer entfernten Konstanz hatte die Moderne kräftig Einzug gehalten: „Im ‚Inselhotel‘, einem Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt, fanden Konzerte und Vortragsveranstaltungen statt, die von den Gymnasiasten gerne besucht wurden. Hier huldigte man dem modernen Geist des Aufbruchs in einen neuen Äon. Gesprochen wurde über Nietzsche, Ibsen, den Atheismus, über Hartmanns ‚Philosophie des Unbewussten‘ und sogar über Psychoanalyse und Traumdeutung“ (Safranski 24).

Auch die Einstellung der Gymnasiallehrer war aufgeklärt. Konstanz war eine Hochburg des badischen Liberalismus. „Die auflagenstärkste Zeitung am Ort, die ‚Abendzeitung‘, war demokratisch und antiklerikal“ (25).

Das Gymnasium von Konstanz war einst ein Jesuitenkolleg gewesen, das „Konradihaus“. Doch dieses war in den Jahren des Kulturkampfes geschlossen worden. Als es 1888 wieder eröffnet wurde, war es nicht mehr das offizielle Gymnasium und durfte nicht mehr von Jesuiten geführt werden. Diese waren inzwischen wegen ihrer politischen Verstrickungen im Deutschen Reich nicht mehr geduldet. So wurde aus dem „Konradihaus“ ein katholisches Internat, dessen Schüler von ihren weltlich gesinnten Kameraden am Gymnasium despektierlich „Konvikter“ genannt wurden.

Doch Conrad Gröber, der Präfekt des Konvikts, verstand es, seinen Zöglingen das Gefühl der Beheimatung zu geben. Er wusste aus eigener Erfahrung in Messkirch, wie es einem zumute ist, wenn man zwar den richtigen Glauben hat, aber am kürzeren Hebelende sitzt. Er konnte sich in die ihm anvertrauten Schüler einfühlen und genoss deren Vertrauen. Der rechte Glaube schirmte sie gegen die Freigeisterei am Gymnasium ab, wo „ein gemässigt liberaler, antikonfessioneller Bildungshumanismus herrschte. ... Für den Deutsch- und Griechischlehrer Otto Kimmig war Lessings *Nathan der Weise* der einzige ‚heilige Text‘, den er akzeptierte“ (Safranski 25).

Heidegger blickte später gerne auf seine Konstanzer Jahre zurück; er besuchte auch regelmässig die Klassentreffen, selbst dann noch, als er nicht mehr kirchlich gesinnt war. Noch 1928, ein Jahr nach dem Erscheinen seines Hauptwerks „Sein und Zeit“, schrieb er Conrad Gröber: „Es ist mir noch deutlich in Einerinnerung, wie ich zu Ihnen ein Vertrauen fasste, das geblieben ist und mir den Aufenthalt im Hause zur Freude machte“ (Safranski 26). Dank dem guten Geist, den Gröber verbreitete, ertrugen seine Zöglinge die Spöttereien, denen sie im Gymnasium ausgesetzt waren. Sie wurden z.B. als „Kapauner“ (kastrierte Masthähne, Wesen ohne Zukunft) gedemütigt.

Um sich zu schützen, lebten die Internatsschüler möglichst unter sich. Dabei entwickelten sie eine gewisse Ghetto-Mentalität: Als Rechtgläubige waren sie die Guten; die Bösen waren draussen. Doch das verpflichtete: Sie hielten sich meist fern von den pubertären Anwandlungen der Mitschüler. Sie waren Musterschüler, die sich mit der Aussicht auf ein Studium trösteten, das ihnen zu Ansehen verhelfen werde. Ihr Motto war: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ Im Blick auf die Schulleistungen durfte sich Martin sagen: „So gescheit wie die, die mich als ‚Konvikter‘ und ‚Kapauner‘ verspotten, bin ich noch allemal!“

Mit Siebzehn musste er das „Konradihaus“ verlassen, weil das Stipendium aus der Messkirchener Stiftung nicht mehr zur Deckung der Internatskosten ausreichte. Doch Camillo Brandhuber und Conrad Gröber fanden eine andere Finanzquelle: Das aus dem 16. Jahrhundert stammende *Eliner-Stipendium*, das angehenden Theologen aus Messkirch das Studium in Freiburg finanzierte. Welch schöne Aussicht: Nun war das Studium garantiert. Safranski: „Der Wechsel von Konstanz nach Freiburg kam einer Auszeichnung gleich. Ohne Groll konnte Martin von Konstanz scheiden“ (28).

2.2.2. Freiburg: Erzbischöfliches Gymnasialkonvikt St. Georg (1906-1909)

Im Herbst 1906 übersiedelte Martin vom „Konradihaus“ ins angesehene erzbischöfliche Gymnasialkonvikt St. Georg in Freiburg, wo er das Gymnasium nicht mehr auswärts besuchen musste. Er blieb ein guter Schüler und treuer Anhänger der Kirche; er gedachte sogar, nach dem Abitur in den Jesuitenorden einzutreten, um bei dieser Elitetruppe des Papstes für den wahren Glauben streiten zu können. Die Leitung unterstützte die Absicht. Safranski: „Der Rektor schreibt im Abschlusszeugnis von 1909: ‚Seine Begabung sowie sein Fleiss und seine sittliche Haltung sind gut. Sein Charakter hat schon eine gewisse Reife, und auch in seinem privaten Studium ist er selbständig. ... In der Wahl des theologischen Berufs sicher und zum Ordensleben geneigt, wird er sich wahrscheinlich um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu melden‘“ (28).

Die Reifeprüfung bestand er mit Bravour. „In der Wahl des theologischen Berufs sicher und zum Ordensleben geneigt“ - die Worte des Rektors zeigen, dass es Martin gelang, seinen Schatten zu verdrängen. Man nahm ihm den Idealismus ab: „Seine sittliche Haltung ist gut. Sein Charakter hat schon eine gewisse Reife.“ Die Sexualität war kein Problem: Onanieren war zwar eine Sünde; aber mit Gottes Hilfe liess sie sich überwinden. Damit war das Problem für den angehenden Ordensmann abgetan. Er war sicher, dass ihm die Gelübde des Zölibats und des Gehorsams keine Probleme bereiteten.

Nach Jungs Typologie von war Martin ein introvertierter Denktyp. Solche Menschen neigen dazu, ihre Gefühlswelt zu verdrängen. Ohne die kräftige Sexualität und den Drang nach einer Alpha-Position als Denker wäre er ein perfekter Ordensmann geworden. Doch sein Naturell teilte den Idealismus nicht.

Da der Jesuitenorden im Deutschen Reich und der Schweiz verboten war, war er gezwungen, die Ausbildung zum Jesuiten im vorarlbergischen Tisis bei Feldkirch zu absolvieren.

2.2.3. Tisis: „Dim.“

Am 30. September 1909, kurz nach seinem 20. Geburtstag, begibt er sich nach Tisis. Vor dem Beginn des Noviziats findet eine 14tägige Probezeit statt, in der die Kandidaten auf die Echtheit ihrer Motivation geprüft werden. Mit der Prüfung ist der Novizenmeister betraut, der anhand persönlicher Gespräche über die drei Gelübde (Besitzlosigkeit, Zölibat, Gehorsam) abklären muss, ob sich die Probanden für das Ordensleben eignen.

Die Probezeit scheint für Martin eine Formsache zu sein. Doch nach 14 Tagen wird er entlassen. Der Bericht dazu besteht in der dünnen Notiz: „Dim.“ (lat.: *dimissus*, entlassen).

Zu diesem „dim.“ liesse sich nach einem ganzen Jahrhundert Tiefenpsychologie und einem halben Psychosomatik ein ganzes Buch füllen oder ein Film drehen, der das Drama, das sich in diesen Tagen und Nächten abspielt, auf der Leinwand zeigen würde. Zwei Jahre später, wieder vor dem Entscheid zum zölibatären Leben, wird das selbe nochmals geschehen: Es treten *Herzbeschwerden* auf.

Das Herz ist seit alters der Sitz der Liebe. Die Vermutung liegt nahe, die Herzbeschwerden hätten mit dem Zölibat zu tun, für das sich Martin definitiv entscheiden muss.

Bewusst ist sein Entscheid längst gefallen. Doch jetzt, da es ernst gilt, opponiert die verdrängte Sexualität gegen das Ich. Ich und Selbst sind im Clinch. Die Dissoziation tritt ans Tageslicht: Was Martin bewusst will, lehnt sein Unbewusstes ab. Auf dem Höhepunkt der Spannung treten Herzbeschwerden auf. Die *ekklesiogene Neurose* (eine durch die Kirche verursachte seelische Störung) wird offensichtlich. Seine Karriere als Jesuit ist im Eimer. Unverständlich, beschämend! Doch er geht dem Problem nicht auf den Grund, sondern verdrängt es: Er kehrt nach Freiburg zurück und beginnt, mithilfe des Eliner-Stipendiums Theologie zu studieren, wie wenn nichts geschehen wäre.

Man kann sich fragen, wie der Novizenmeister zu seinem „dim.“ kam. Leider ist kein Kommentar dazu erhalten. Wir können nur vermuten, wie der Entscheid zustande kam. Naheliegend ist, dass ihm die Herzbeschwerden für die Entlassung Grund genug waren. Er mochte gedacht haben: „Wer jetzt schon schlapp macht, taugt nicht für den Orden. Der gegenwärtige Kampf gegen den Modernismus erfordert Kämpfer mit mehr Durchhaltevermögen. Den Feuergefechten, denen ein Jesuit ausgesetzt ist, ist der zartbesaitete Kandidat nicht gewachsen. Eine Entlassung erspart dem Orden viel Ärger. Martin wird die Enttäuschung verwinden. Er ist noch jung und begabt. Er wird etwas finden, das weniger nervenaufreibend ist - vielleicht eine Professur für Theologie?“

Eine andere Frage ist, wie der Entscheid eines aufgeschlossenen Novizenmeisters von heute wohl ausfallen würde. Nach meiner Erfahrung mit dem Jesuitenorden würde er das Gespräch mit Martin suchen und ihm sagen: „Ihre Herzbeschwerden sind Ausdruck einer seelischen Spannung. Damit können Sie nicht weiterleben; Sie brauchen psychotherapeutische Hilfe. Möchten Sie die Probezeit verlängern? Während der Grossen Ignatianischen Exerzitien würde ich sie begleiten. Sie müssen lernen, alle Kräfte ihrer Psyche zu integrieren, ein Mann *aus einem Guss* zu werden. Stehen sie zu ihrem Inneren! Das ist nicht einfach, aber möglich. So können sie jene Gelassenheit finden, die Ignatius, der Ordensgründer, verlangt: *Indifferentia*. Sie haben Gaben, mit denen sie dem Orden dienen könnten. Möchten sie es versuchen?“

Ich erwähne das, weil der Jesuitenorden heute eine ganz andere Einstellung hat als vor einem Jahrhundert. Er denkt nicht mehr antimodernistisch, sondern versucht, mit der Zeit zu gehen. Dabei nimmt er sogar in Kauf, dass ihm das erzkonservative „Opus Dei“ den Rang als päpstlicher Elitetruppe strittig macht.

Eine tiefenpsychologisch orientierte Begleitung hätte Martin helfen können, mit weniger Irr- und Umwegen weiterzuleben. Doch vor einem Jahrhundert waren die Pforten der Kirche gegenüber der Tiefenpsychologie noch fest verriegelt.

Das zweite Gelübde ist aber nicht der einzige Grund für Martins Herzbeschwerden. Mindestens so schwer zu schaffen macht ihm das *dritte*, der Gehorsam gegenüber dem Vorgesetzten, der für Ordensleute an Christi Stelle steht. Bei Meinungsverschiedenheiten wird *absoluter Gehorsam* verlangt, im Klartext: Verzicht auf das eigene Denken.

Dagegen rebelliert es in Martins Innerem: Was ihm als logisch erscheint, ist allgemeingültig, Vorgesetzte hin oder her. Diese aufgeklärte Einstellung verdankt er seiner Schulbildung, die sein Denken so weit gebracht hat, dass er sich darauf verlassen kann. Auch wenn die Dankbarkeit der Kirche gegenüber gross ist: Das eigenständige Denken kann er nicht opfern. Zum *Sacrificium Intellectus* ist sein Selbst nicht bereit. Er hat den Evolutionsschritt zum eigenständigen Denken, der in Europa mit der Aufklärung begann, im Verlauf des Gymnasiums individuell nachvollzogen und sich Kants: „Wage zu denken!“ persönlich angeeignet. Da Evolutionsschritte *irreversibel* sind, kann er nicht mehr in die Kindheit regredieren. Daher sagt sein Selbst: „Nein!“ zum dritten Gelübde,

diesem Relikt aus der Kindheitsphase der BE. Sein idealistisch gesinntes, kirchengläubiges Ich ist machtlos. Den Entscheid fallen die Herzbeschwerde. Martin muss sich ihnen beugen.

Die nächsten zwei Jahre sind ein zermürendes Hin und Her: Das fromme Ich will die kirchliche Persona wahren (unter „Persona“ versteht C. G. Jung die Maske, die wir - bewusst oder unbewusst - nach aussen hin aufsetzen, um dazu zu gehören und akzeptiert zu werden). Martin will die Seinen nicht enttäuschen. Doch seine Natur wird nach zwei Jahren den Abbruch des Theologiestudiums erzwingen, wiederum mit Herzbeschwerden.

Ein Beispiel für seine neurotische Dissoziation in dieser Zeit ist der Spagat zwischen Naturwissenschaft und Religion, den er übt: Der Religionsunterricht hat ihn 1908 „zu einer ausgedehnten Lektüre über die biologische Entwicklungslehre angeregt“ (Safranski 29). Die Ideen von Darwin (1809-1882) sind ihm vertraut. Andererseits hat Papst Pius X. 1907 in seiner Enzyklika: „*Pascendi Dominici gregis*“ aber sämtliche Mitarbeiter der Kirche - auch Martins Vater! - auf den Antimodernisteneid verpflichtet: Jeder Diener der weltweiten Kirche muss Darwins Evolutionslehre abschwören.

Einerseits realisiert Martin, dass Darwins Entdeckung gut fundiert ist; andererseits muss er sie wegen des Antimodernisteneids verwerfen. Er übt den Spagat zwischen einer modernen, naturwissenschaftlich begründeten Entdeckung und der auf alten Mythen basierenden, konkretistisch verstandenen Lehre der Kirche.

Zur Stärkung des Ichs tritt er dem „Graalsbund“ bei, einer strikt antimodernistischen Gruppierung der katholischen Jugendbewegung, die für die Wiederherstellung des katholischen Glaubens kämpft. Des weiteren setzt er sich bei der Gedächtnisfeier zum 200. Todestag des Barockpredigers Abraham a Santa Clara energisch für die antimodernistische Lehre der Kirche ein. Doch so laut er redet: Die Einsicht, dass Darwins Entdeckung dem biblischen Schöpfungsmythos vorzuziehen sei, vermag er auf die Dauer nicht zu übertönen. Der Spagat, mit dem er sich im Dienst der Kirche abquält, zermüht ihn. Aber bleibt er Rom treu. Sein Glaube an die Kirche basiert auf kindlichem Gehorsam.

Wir verlassen nun die ausführliche Schilderung von Martins Leben und fokussieren seine Leistung als Denker.

Im nächsten Kapitel gelangt der Mega-Schritt zur Darstellung, den er dabei vollbringt:

Er mutiert vom frommen Anhänger der Kirche zum freien Kunder einer natürlichen Seins-Frömmigkeit. Aus dem Diener einer Kollektiv-Religion wird der Prophet einer individuellen Spiritualität, die nicht mehr im Übernatürlichen, sondern im allumfassenden, unergründlichen Sein wurzelt. Das ist sein wertvoller Beitrag zur BE.

3. Die Befreiung des Denkens

3.1. Unterwegs von der Theologie zur Philosophie

Zu Beginn des Wintersemesters 1909/10 schreibt sich Heidegger als Student der theologischen Fakultät ein. Doch deren Professoren erfüllen die hohen geistigen Ansprüche, die er an sie stellt, kaum halbwegs. Das Problem, das ihn umtreibt, ist das der Botschaft der Kirche angesichts der Moderne. Doch dazu vernimmt er seines Erachtens nur selten etwas Hörenswertes. Der einzige, der ihn fesselt, ist Carl Braig mit seinem Buch: „Vom Sein. Abriss der Ontologie“ (1896). Safranski erläutert: „Braig war ein Theologe des Antimodernismus, ... ein scharfsinniger Kopf, der die unreflektierten Glaubensvoraussetzungen der modernen Wissenschaft aufdeckte. ... Der Modernismus sei, so Braig, geblendet für alles, was nicht sein Selbst ist oder nicht seinem Selbst dient. ... Braig kritisiert an der modernen Zivilisation die mangelnde Ehrfurcht vor dem unerschöpflichen Geheimnis einer Wirklichkeit, deren Teil wir sind und die uns umgreift. ... Wir müssen uns, sagt Braig, vom Absolutismus des Subjekts lösen, um frei zu werden für die Wirklichkeit des Absoluten“ (30 f.).

Braig begeistert ihn; er hofft, mit dessen Hilfe die Kirche und den wahren Glauben gegen die Angriffe der Moderne erfolgreich verteidigen zu können.

In diesem Geist verfasst er einen Aufsatz über den dänischen Dichter Johannes Jörgensen, den er mit den Sätzen schliesst: „Der Individualismus ist die falsche Lebensnorm. Darum verbanne den Willen des Fleisches, die Lehre

der Welt, des Heidentums. ... Und willst du geistig leben, deine Seligkeit erringen, dann stirb, ertöte das Niedere in dir, wirke mit der übernatürlichen Gnade, und du wirst auferstehen“ (Fischer 50)!

Die schrillen Töne verraten die immer noch bestehende neurotische Dissoziation.

Und tatsächlich holt ihn Mitte Februar 1911 Tisis wieder ein: Der Arzt stellt „nervöse Herzbeschwerden“ fest und verordnet dem vermeintlich überarbeiteten Studenten „absolute Ruhe“. Martin wird zur Erholung heim nach Messkirch geschickt. Die Konviktsleitung übernimmt die Diagnose des Arztes; sie macht sich Sorgen um die berufliche Zukunft des vermeintlich zartbesaiteten, übersensiblen Studenten. Safranski: „Seine Oberen gewinnen den Eindruck, dass die körperliche Verfassung des begabten Theologiestudenten nicht stabil genug sei für eine spätere Verwendung im kirchlichen Dienst“ (56)...

Was lernt der Heimgeschickte aus dem zweiten Tisis? Er verdrängt wieder. Daheim hält er sich nicht an die ärztlich verordnete „absolute Ruhe“, sondern tritt bald öffentlich auf, um den Glauben der Kirche zu verteidigen. Er zeigt die kirchliche Persona, damit niemand auf die Idee komme, seine Frömmigkeit sei im Schwinden. Fischer: „Seite an Seite mit dem Stadtpfarrer hält er eine fulminante Verteidigungsrede für den Antimodernisten-Eid, der überall unter Beschuss steht“ (51). Als neuer Abraham a Santa Clara hilft er mit, die Kirche zu retten. Mit Aktivitäten übertönt er den eigenen Unglauben.

Andererseits beweisen sein Eifer und Einsatz, dass er belastbarer ist, als der Konviktsarzt und die Vorgesetzten annehmen.

Doch gleichzeitig beginnt er, langsam und insgeheim, Zweifel an seiner Laufbahn zuzulassen. Dem Freund Ernst Laslowski schreibt er am 17. März 1911, er glaube, müsse das Theologiestudium aufgeben. Zudem schreibt er heimlich Gedichte, die seine Ohnmacht und Niedergeschlagenheit offenbaren; eines trägt den Titel: „Ölbergstunden.“ Es schildert die Verzweiflung und den Kummer: „*Ölbergstunden meines Lebens: / im düsteren Schein / mutlosen Zagens / habt ihr mich oft geschaut. / Weinend rief ich...*“

Indem er solche Gefühle zulässt, verringert sich die Spannung zwischen der kirchlichen Persona und seinem eigenen Selbst. Ende Sommer ringt er sich endlich zum Entschluss durch, seiner Familie mitzuteilen, er könne nicht Priester werden.

Diese Hiobsbotschaft ist für die Seinen der zweite schwere Schlag; denn vor Jahresfrist musste sein Bruder Fritz, auch er zum Priester bestimmt, den Besuch des Gymnasiums abbrechen, weil er zu stottern begann (hatte es ihm vor dem Leben als Priester die Sprache verschlagen?). Fritz erzählt: „Für die Eltern stürzte regelrecht der Himmel ein, weil sie mindestens mit einem Bischofsrang für ihren Martin rechneten“ (Fischer 53). Aber auch die kirchlichen Sponsoren in Messkirch sind tief bestürzt; für sie ist Heidegger nämlich „nicht irgendein Priesterkandidat, sondern ein Wortführer, wenn nicht gar ein neuer Abraham a Santa Clara. ... Die Vorfreude auf eine glanzvolle Primizfeier in der vollen Kirche St. Martin ist für alle geplatzt“ (Fischer 53).

Das gemeinsame Scheitern am Priesterberuf verbindet die Brüder tief mit einander. Fritz wird Martin in Zukunft rund 30'000 Manuskriptseiten ins Reine tippen, wobei er ihm auch Vorschläge zum besseren Verständnis der Texte macht. Er absolviert eine kaufmännische Lehre und bringt es in Messkirch zum beliebten Sparkassenverwalter.

Nach der schweren Krise im Sommer 1911 beginnt Martin, ohne fremde Hilfe, zu sich selber zu finden. Er löst sich allmählich von der Kirche und wechselt zur Philosophie. Fischer: „Im Herbst 1911 schreibt er sich in der gerade erst eröffneten Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät ein und belegt Vorlesungen und Übungen in Mathematik, Physik und Chemie, aber auch in Zoologie und Botanik. ... Daneben betreibt er Philosophie so intensiv wie nie zuvor; die Nebensache bleibt die Hauptsache“ (53).

Das immense neue Stoffgebiet bewältigt er problemlos. Die Herzbeschwerden sind verschwunden. Der Konviktsarzt und die Oberen in Freiburg haben sich in ihm getäuscht. Die vitale Lebensenergie, die zuvor im neurotischen Kampf zwischen Ich und Selbst zerrieben wurde, fließt jetzt in seine Arbeit, die er mit Erfolg meistert.

Der neurotische Sommer 1911 endet mit einem Sprung ins Nichts, der ihm das wahre Leben ermöglicht. Der Sprung ins Nichts ist mit riesigen, unvergesslichen Ängsten verbunden. Die Angst wird darum in seiner Philosophie eine zentrale Rolle spielen. Sie ist das Ende des Lebens im „man“, die Vorbedingung des eigentlichen Seins. Das ist die Basis seiner Existenzphilosophie.

Heideggers Schritt vom Herbst 1911 lässt sich im Bild einer Eisenbahn darstellen:

Früher sass er, als Mitglied der antimodernistisch eingestellten Kirche, im Wagen mit dem Rotlicht, dem ein Ende auf dem Abstellgleis der Geschichte drohte. Im Herbst 1911 steht er auf und beginnt, nach vorn zu gehen, in die Richtung der vordersten Wagen, wo sich der für ihn reservierte Platz befindet. Damit schliesst er zur Spitze der BE auf. Diesen Schritt hinter die Lokomotive vollzieht er aber nicht mit Sieben-Meilen-Stiefeln. Er schliesst Kompromisse, und dabei nimmt er es mit der Wahrheit nicht so genau.

Ein Beispiel dafür ist die Frage der Finanzierung des Studiums: Das Eliner-Stipendium ist nur für angehende Priester bestimmt. Finanziell steht er vor dem Nichts und muss sich nach der Decke strecken. Wenn es opportun ist, nennt er sich einen „christlichen Philosophen“, obwohl das Wort „christlich“ für ihn weniger Gewicht hat als das Wort „Philosoph“.

Sein rührend um ihn besorgter Freund Ernst Laslowski macht sich allenthalben auf die Suche nach Gönnern. Safranski: „Laslowski hilft Martin bei der Geldbeschaffung. In seiner katholischen Studentenverbindung in Breslau findet er einen alten Herrn, dem er mit der Beteuerung, Heidegger sei die grosse philosophische Hoffnung für die deutschen Katholiken, ein privates Darlehen entlockt. Von diesem Geld, von einem kleinen Stipendium der Universität Freiburg und von Nachhilfestunden lebt Heidegger im Jahr nach dem Abbruch des Theologiestudiums. ...“

Bereits im Sommer 1913 promoviert er in der Philosophie. ...

Am 26. Juli legt er vor der Philosophischen Fakultät die Doktorprüfung ab mit dem Gesamtprädikat: *Summa cum laude*“ (59-61).

Innert Kürze avanciert er mit glänzendem Prüfungsergebnis zum Doktor der Philosophie. Die hervorragende Leistung gelingt, weil die Neurose überwunden ist. Nun ist er in seinem Element. Dass er in Bälde wird frei denken und seinen Lebensunterhalt selber verdienen können, beflügelt ihn.

Er muss aber noch einen weiteren Kompromiss eingehen: Er bewirbt sich beim Domkapitel um ein Stipendium. Dieses ist aber nur für *thomistisch* gesinnte Kandidaten bestimmt (Thomas von Aquino (1225-1274) war ein bedeutender Kirchenlehrer). Da er diesen mittelalterlichen Theologen und Philosophen an sich schätzt, glaubt er es verantworten zu können, sich um dieses Stipendium zu bewerben. Das geschieht am 2. August 1913 untertänigst: „Der gehorsamst Unterzeichnete gedenkt, sich dem Studium der Christlichen Philosophie zu widmen und die akademische Laufbahn einzuschlagen.“

Er gibt vor, dereinst an einer Universität als *christlicher* Philosoph lehren zu wollen. Das Domkapitel glaubt ihm und bewilligt das Gesuch für ein Jahr. Safranski: „Da Heidegger damals noch als viel versprechender *katholischer* Philosoph gilt, bewilligt das Domkapitel ein Stipendium von 1'000 Reichsmark pro Semester, eine Summe, von der man als Student sorgenfrei leben kann“ (63).

Safranski: „Als Heidegger sich zum dritten Mal im Dezember 1915 um das Stipendium bewirbt, schreibt er, bereits als Privatdozent: „Der gehorsamst Unterzeichnete glaubt in etwa wenigstens Hochwürdigstem Erzbischöflichen Domkapitel für sein wertvolles Vertrauen dadurch stets danken zu können, dass er seine wissenschaftliche Lebensarbeit einstellt auf die Flüssigmachung des in der Scholastik niedergelegten Gedankenguts für den geistigen Kampf der Zukunft um das christlich-katholische Lebensideal“ (63).

Er beteuert abermals seine kirchliche Gesinnung und verspricht, er wolle mit seiner „wissenschaftlichen Lebensarbeit“ (!) dazu beitragen, dass das in der Moderne in Not geratene Kirchenschiff durch die „Flüssigmachung“ (Neuinterpretation) des beim Heiligen Thomas zu findenden Schatzes gerettet werde. Er setzt sich eine christliche Persona auf, obwohl er nicht mehr daran glaubt, dass sich die Kirche durch den Rückgriff auf Thomas von

Aquino noch retten lasse. Doch das Domkapitel glaubt den untertänigsten Worten und lässt ihm ein drittes Mal die 1'000 Reichsmark zukommen.

3.2. Ein Lehrstuhl für Philosophie

Um die *Venia Legendi* zu erhalten, die Erlaubnis, als akademischer Lehrer tätig zu sein, muss er eine Habilitationsschrift verfassen, die von einem amtierenden Professor gutgeheissen wird. Dank dem Stipendium kann Heidegger die grosse Arbeit in Angriff nehmen. Er verfertigt die Habilitationsschrift bei Professor Rickert. Thema ist eine Abhandlung des mittelalterlichen Philosophen Johannes Duns Scotus (gest. 1308). Da Rickert ihn für katholisch (hoffnungslos veraltet) hält, nimmt er sich gar nicht die Mühe, die Arbeit selber zu lesen, sondern be-
traut damit seinen Assistenten, Engelbert Krebs. Dass Heidegger mit diesem befreundet ist (Krebs wird ihn ein Jahr später trauen), weiss Rickert nicht. Das Gutachten wird eine Gemeinschaftsarbeit der beiden, die von Rickert akzeptiert wird. Nachdem die Habilitationsschrift den Segen des Professors erhalten hat, findet „am 27. Juli 1915 das Habilitationsverfahren den Abschluss mit der Probevorlesung: ‚Der Zeitbegriff in der Geschichtswissenschaft.‘ ... Nun ist Heidegger Privatdozent“ (Safranski 81).

Privatdozent! Nun lässt er die Katze aus dem Sack: „Nun wird die Metaphysik vom Himmel auf die Erde heruntergeholt. ... Heidegger versucht, das Numinose nicht mehr ins Göttlich-Jenseitige zu verlagern, sondern es in der Nähe, in der unmittelbar konkreten Wirklichkeit zu entdecken. Jedes Seiende ist in sich etwas Unausgeschöpftliches. ... Die metaphysische Vertikale beginnt, in die historische Horizontale umzukippen“ (Safranski: 84 f.).

Das ist der erste Mega-Schritt der BE in der Neuzeit. Damit beginnt nun seine Philosophie.

3.3. Vom dualen zum unikalen Weltbild

Heidegger begann seinen Weg als gläubiges Mitglied der katholischen Kirche und beendet ihn als freier, konfessionsloser Kündler einer allumfassenden Seinsfrömmigkeit. Dieser Mega-Schritt ersetzte das *duale* Weltbild durch die *unikale* Vorstellung vom Sein.

Als Kind lebte er im archaisch-mythischen Weltbild, der ältesten Vorstellung vom Sein. Diese galt von der Steinzeit bis tief in die Neuzeit hinein überall auf der Welt; in seinem Elternhaus und in der katholischen Kirche war sie noch intakt. Danach bestand die Welt aus einem Diesseits und einem Jenseits, aus dieser Welt hienieden und jener Welt dort drüben. Beide Welten zusammen bildeten das Gesamt des Seins; man nennt dieses Weltbild *dual* (lat. *dualis*: von zweien, aus zweien bestehend).

Dieses duale Weltbild verblasst seit der Aufklärung und wird in der westlich geprägten Welt von einer neuen Vorstellung vom Sein abgelöst, die nur *eine einzige* Welt kennt: das schöpferische, geistbegabte Universum, das sich seit dem Urknall aus eigenem Antrieb entwickelt. Im evolutionären Weltbild der Moderne ist die Welt ein *Unikat*, etwas fundamental Anderes als die Welt der Alten. Diese galt als vergänglich und bestand vermeintlich bloss aus Materie, im Gegensatz zum rein geistigen Jenseits. „Diese Welt hienieden“ war nur ein unvollkommenes Abbild des Jenseits, ein vergängliches, zur Sünde neigendes, bisweilen gar vom Teufel besessenes *Duplikat* des ewigen Originals im Jenseits.

Die Welt der Moderne hingegen ist ein *Unikat*. Das Wort „Unikat“ kommt von lateinisch *unicus*: einzig, einzigartig. Das dazu gehörige Weltbild nenne ich *unikal*. Statt „unikal“ könnte man auch „unal“ sagen, von lat. *unus*: einer. „Unal“ wäre die Entsprechung zu „dual“. Da dieses Wort aber nicht geläufig ist, sage ich „unikal“.

Statt „unikal“ verwendet Obrist „unistisch“, die Entsprechung zu „dualistisch“. Dualistisch sind archaisch-mythische Jenseitsvorstellungen mit zwei höchsten Gottheiten. Den Gegensatz zur dualistischen Jenseitsvorstellung bildet die *unistische*, die den monotheistischen Religionen eignet: Judentum, Christentum, Islam. Wenn nur *eine* Gottheit letztlich das Sagen hat, ist die Jenseitsvorstellung unistisch. Das Wort „unistisch“ gehört ins archaisch-mythische Weltbild.

Das neue Weltbild, das kein Jenseits mehr kennt, nenne ich „unikal“.

Zum unikalen Weltbild gehört eine neue Auffassung von Geist und Materie. Diese Neubestimmung gehört zur geistesgeschichtlichen Umwälzung die sich zurzeit ereignet:

Im dualen Weltbild bestand die Welt angeblich bloss aus Materie, im Gegensatz zum Jenseits, das aus Geist bestand. Als das Jenseits in der Neuzeit verblasste, blieb nur noch die vermeintlich materielle Welt übrig. Mit dem Verschwinden des Jenseits verschwand auch der Geist. Das duale Weltbild wurde unikal, aber auch *materialistisch*.

Mit dem materialistischen Weltbild lädt sich die Moderne aber ein unlösbares Problem auf: Sie kann nicht mehr erklären, woher der Geist kommt. Wie kann eine rein materielle Gehirnmasse so geistreiche Produkte wie neue Ideen und Kunstwerke hervorbringen? Nachdem die Inspiration von drüben verschwunden ist, sind wertvolle Gedanken und kreative Ideen nur noch Produkte der Materie. Da Geistiges aber von anderer Qualität ist als Materielles, steht man angesichts geistvoller Produkte vor einem Rätsel.

Dieses geht zurzeit unter dem Eindruck neuer Entdeckungen der Biologie einer Lösung entgegen. Man erkennt immer klarer, dass Lebendiges nicht nur einen materiellen, sondern auch einen geistigen *Aspekt* hat. Es ist höchst erstaunlich, zu was für Erkenntnissen Zellen und Viren fähig sind, geschweige denn höher organisierte Wesen. Erkenntnis aber ist *an sich* etwas Geistiges. Diese Tatsache lässt nur den einen Schluss zu: Der Geist, den die Alten im Jenseits ansiedelten, ist in der Evolution am Werk.

Zurzeit findet eine weltanschauliche Operation statt: Der Geist wird aus dem Jenseits der Alten ins Diesseits der Moderne transplantiert. Für Obrist ist diese Operation das „Hereinklappen der Übernatur“. „Geist“ ist neu der *eine* Aspekt des Seins; er existiert aber nicht mehr für sich im Jenseits, sondern ist die eine Seite der raumzeitlichen Einheitswirklichkeit. Die andere Seite ist „Materie“. Das Sein hat *zwei Aspekte*, einen geistigen und einen materiellen. Diese existieren nicht mehr als ontologische Wesenheiten für sich, sondern sind Vorstellungen unseres rationalen Denkens, die helfen, die raumzeitliche Einheitswirklichkeit - Kants „Ding an sich“ - besser zu verstehen.

Beispielsweise hat Schluckweh zwei Aspekte, einen materiellen und einen seelisch-geistigen. Der materielle ist mit Medikamenten zu bekämpfen, der seelisch-geistige mit Worten, etwa einer psychotherapeutischen Beratung; Schluckweh kann ja auch daher rühren, dass jemand zu viel „schluckt“, d.h. sich zu wenig zur Wehr setzt. Dann muss er sein Verhalten ändern. Beide Aspekte gehören zusammen, und zusammen erlauben sie eine optimale Annäherung an das „Ding an sich“. Das ist die Basis der psychosomatischen Medizin.

Die weltanschauliche Operation hat eine Konsequenz von grösster Tragweite: Da die beiden Aspekte nicht zu trennen sind, stirbt mit dem leiblichen auch der geistige Aspekt des Menschen. Somit müssen wir uns vom uralten Glauben an ein persönliches Weiterleben nach dem Tod verabschieden. Dieser verdankt sich dem Mythos von der übernatürlichen Herkunft der Seele. Das ist für viele Archaiker eine bittere Pille, die sie nicht schlucken.

Die Vorstellung vom Jenseits basiert auf einer *Projektion*: Ein inneres Geschehen wird *unbewusst* nach aussen verlegt. Inneres erschien den Alten als Äusseres (im Traum meinen wir heute noch, ein Geschehen spiele sich aussen ab). Die Verlegung der inneren Realität ins Jenseits entdeckte der Philosoph Ludwig Feuerbach (1804 -1872). Die Tiefenpsychologie doppelte nach mit der Entdeckung, dass die Alten innere Wahrnehmungen konkretistisch auffassten und für äussere Realitäten hielten.

Beispielsweise ist der Teufel in einem Traum nicht der im Jenseits beheimatete „Leibhaftige“, sondern ein Symbol für die unkultivierte Seite des Träumers, für rohe sexuelle und aggressive Kräfte, die man als „archaisch“ oder „tierisch“ empfindet. Wahr am Teufelsglauben ist die Tatsache, dass in den tieferen Schichten unserer Psyche Kräfte existieren, welche Rückfälle in unzivilisierte Zeiten jederzeit ermöglichen.

3.4. Heideggers Beitrag zur BE

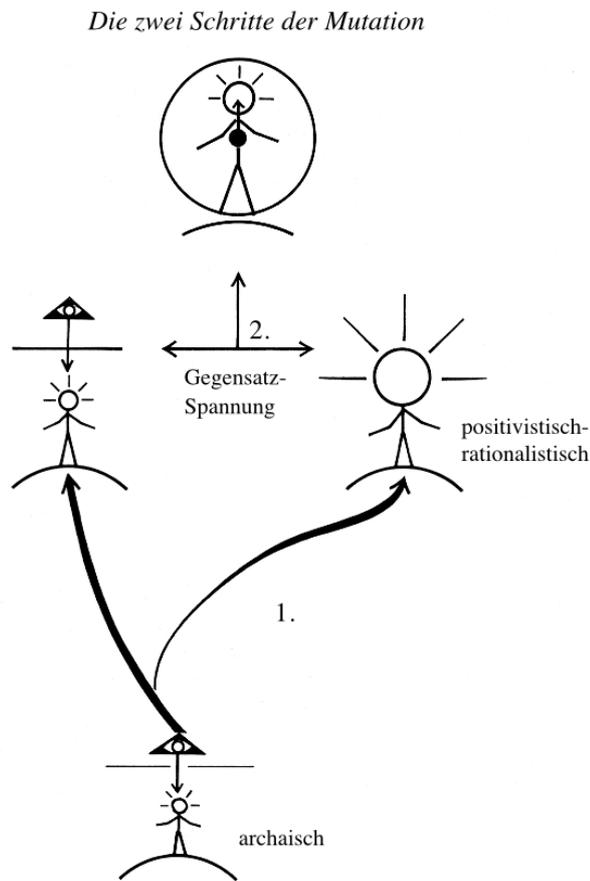


Abbildung 3: Die Evolution des Bewusstseins nach W. Obrist.

Heideggers Beitrag zur BE ist aus der Grafik von Obrist abzulesen:

Der Mega-Schritt vom dualen zum unikalen Weltbild (1.) ist Heidegger vollauf gelungen. Seine Philosophie beginnt mit dem Ende der Metaphysik. Er sucht das eigentliche Leben nicht im Jenseits, sondern in der Fülle des Seins. Damit schloss er bereits vor einem Jahrhundert zur Spitze der BE auf. Hätte er nicht so lange an die Lehre der Kirche geglaubt, wäre ihm der Schritt in der Pubertät gelungen. So aber musste er den schmerzhaften Umweg über eine ekklesiogene Neurose nehmen und schaffte den Schritt ins unikale Weltbild erst mit Fünfundzwanzig. Später, bekannt und berühmt, vermittelte er diesen Schritt vielen anderen und leistete damit einen ansehnlichen Beitrag zur kollektiven BE.

Aus heutiger Sicht ist ungewöhnlich an seiner Entwicklung, dass er nicht teilnahm am Weg der Wissenschaft, der zunächst zum positivsten-rationalistisch-materialistischen Weltbild führte, welches die oberflächliche, umweltzerstörerische Gegenwart hervorbrachte. Das kommt daher, dass er in der Adoleszenz und als junger Erwachsener lange Zeit an der vermeintlich ewig gültigen Lehre der alleinseligmachenden Kirche festhielt. Mit dieser Einstellung fiel er in der BE auf die hinteren Ränge zurück. Seine geistige Entwicklung erfolgte zuerst auf dem *linken* Pfeil nach oben.

Die in der Mitte der Grafik abgebildete *Gegensatzspannung* erlebte er erstmals vor dem Abitur, als ihn die Abstammungslehre von Charles Darwin mit dem biblischen Schöpfungsmythos konfrontierte. Damals litt er noch nicht am unversöhnlichen Gegensatz der beiden Ansichten, weil er noch von der Lehre der Kirche überzeugt war. Die Gegensatzspannung wurde erst unerträglich, als er die Entdeckungen der modernen Naturwissenschaft nicht mehr ablehnen konnte. Damit begann sein Spagat. Davon wurde er erst erlöst, als er - mit sechsundzwanzig - die Metaphysik vom Himmel auf die Erde herunterholte. Damit gelang ihm der Schritt vom dualen zum unikalenen Weltbild. Auf dem Gebiet des Denkens gehörte er nun zur Spitze der BE.

Wie ging es weiter? Wie weit schaffte er die Integration der anderen Entdeckungen an der Spitze der BE? Der zweiten Mega-Schritt (2.) gelang ihm nur teilweise. Er ersetzte die lebendige Beziehung der Alten zum Jenseits nur halb durch eine lebendige Beziehung zu den tieferen Schichten seiner Psyche. Seine Seinsfrömmigkeit war zu abstrakt, kopflastig und verschwommen, zu wenig konkret, kurz: nicht genügend ausgereift.

Dieses Manko wird im nächsten Kapitel offenbar, das die Befreiung der Sexualität darstellt. Dabei ist Heidegger nicht so eigenständig, aktiv und erfolgreich wie bei der Befreiung seines Denkens. Sie widerfährt ihm in der Begegnung mit Frauen. Dabei dringt er nicht bis zur Spitze der BE vor, sondern bleibt auf halbem Weg stehen. Die Integration der dazugehörigen Gefühle gelingt nur ungenügend.

Das wird ihm der Alterstraum vorwerfen: „Reifeprüfung nicht bestanden.“

4. Die Befreiung der Sexualität

4.1. Elfride Petri

Als frisch gebackener Privatdozent, „im Herbst 1915, lernt Heidegger Elfride Petri kennen, eine Studentin der Nationalökonomie an der Freiburger Universität. ... Sie ist die Tochter eines höheren sächsischen Offiziers, protestantisch, aus dem Norden, und emanzipiert - Nationalökonomie ist ein ungewöhnliches Fach für eine Studentin. ... Sie ist eine Anhängerin der Frauenrechtlerin Gertrud Bäumer“ (Safranski 86).

Elfride Petri besuchte die Schulen in Wiesbaden am Rhein und absolvierte dort die Lehramtsprüfung. Doch ihr geistiger Durst ist noch nicht gestillt; sie will weiter studieren. Nach einem Kriegseinsatz im Nationalen Frauendienst beginnt sie im Wintersemester 1915/16 in Freiburg mit dem Studium der Nationalökonomie.

Im Gegensatz zu Heidegger hat die selbständige, energische, extravertierte junge Frau schon etliche andere Länder kennengelernt. Sie spricht fließend Französisch und Englisch und steht der freidenkerischen „Wandervogelbewegung“ nahe. Religiös ist sie liberal-protestantisch. Überdies ist sie eine leidenschaftliche Skifahrerin, was dem mit den Skiern aufgewachsenen Heidegger viel Freude bereitet.

Fischer: „Nach seinem Kantseminar spricht ihn die Studentin Elfride Petri an; er fängt sofort Feuer und überhäuft sie mit pathetischen Liebesbriefen: ‚Seelchen, falte deine reinen Hände und lege sie in die meinen - nimm meine Seele, Dein ist sie, Du Heilige, und die Flammen und Gluten sollen zusammenschlagen und auflodernd sich verzehren in der Sehnsucht zum Göttlichen selbst in seiner unwandelbaren Schönheit‘“ (73).

„Er fängt sofort Feuer...“ In ihr begegnet er seiner bisher verdrängten Anima (Gefühlswelt), die sein Bewusstsein mit archaischer Gewalt überflutet. Nun brechen seine zurückgestauten erotischen Gefühle durch. Er ist ganz aus dem Häuschen und sieht in ihr eine „Heilige“ mit „reinen Händen“. Sie ist eine Göttin, die ihn aufnimmt wie die Himmelskönigin: „Seelchen..., nimm meine Seele, dein ist sie, Du Heilige!“ Er verschmilzt mit ihr symbiotisch „in der Sehnsucht zum Göttlichen selbst in seiner unwandelbaren Schönheit“.

Irdisches und Himmlisches verschwimmen; sie ruft übermächtige Gefühle in ihm hervor. Die Übermacht der Liebe ist aber nichts Überirdisches; sie gehört zum natürlichen Archetyp des Eros, der aber viel älter und mächtiger ist als das Ich, dieser Newcomer der Evolution, der noch in den Kinderschuhen steckt.

Die Projektion der innersten Gefühle auf Elfride bewirkt, dass er, der mit dem Kopf den ersten Mega-Schritt der Mutation des BE geschafft hat, in seiner Verliebtheit ins duale Weltbild regrediert und den natürlichen Eros mit dem „Göttlichen selbst in seiner unwandelbaren Schönheit“ identifiziert. Der Professor der Philosophie gerät in ein *Abaissement du Niveau mental*; er sinkt auf eine niedrigere Stufe des Bewusstseins hinab. Das geschieht immer, wenn wir von starken Gefühlen überschwemmt werden, etwa von Liebe, Hass, Wut, Rache, Angst, Panik, Habgier, Neid, Eifersucht oder Glück.

Dank Elfride erlebt er die „Offenbarung der Urgewalt des Schöpferischen. Weisst Du, Seelchen, wessen Geist diese Kraft erfasst, der erlebt etwas Unnennbares - vielleicht ist nur das Glück der Mutter eine Analogie dazu. Und wer hat diese Gewalten des Schaffens gerufen? Du, mein Seelchen, Dein grosses Dienen, das um alle Tiefen mit ahnender Seele weiss. ... Warum erleben wir unser Glück so ganz einzig tief, in so ganz einziger Zartheit, Vornehmheit, Verehrung und Schönheit? Doch nur, weil wir um die letzten Werte wissen, weil wir über das nur Triebhafte weit hinaus sind“ (Fischer 73).

Der Privatdozent hat den Kopf verloren; er wähnt, „weit über das nur Triebhafte hinaus“ zu sein. Plötzlich tauchen wieder christlich-idealistische Vorstellungen auf, welche die körperliche Sexualität abwerten. Doch Eros ist und bleibt das Fundament allen Lebens, und was die Kulturen über dieser Basis an „so ganz einziger Zartheit, Vornehmheit, Verehrung und Schönheit“ errichten, geht nicht „weit über das Triebhafte hinaus“, sondern ist das Erheben des Triebes auf eine höhere kulturellen Stufe, wo der Trieb nicht aufgehoben, sondern verantwortlich ins Leben integriert wird.

Die katholische Kirche hat mit dem Ideal des zölibatären Lebens die Sexualität äusserst nachhaltig abgewertet und verdrängt, statt sie zu kultivieren. Die christliche Kultur hat es daher nicht geschafft, die Sexualität als ganze auf ein höheres Niveau zu heben.

Martin ist nicht „weit über das Triebhafte hinaus“. Elfride ist in diesem Punkt realistischer. Sie liest zwischen den Zeilen der Liebesbriefe und spürt, wie sehr er danach dürstet, mit ihr schlafen zu können. Das ist ihr recht; denn schliesslich hat sie ihn nach dem Seminar nicht umsonst angesprochen. Auch sie hat Feuer gefangen. Doch bei ihr ist es weniger die leibliche als die geistige Potenz, für die sie Feuer und Flamme ist. Es ist sein tiefer Geist, der den Animus der emanzipierten Studentin hoch auflodern lässt. Im Zustand der Verliebtheit verschmilzt das Leibliche mit dem Geistigen. Darum geht es nicht lange, bis Martin seine Heilige nackt zu sehen bekommt. Das ist für ihn das Paradies: „Seelchen, dass ich schauen durfte, wie Du Dich ankleidest! Ich weiss es heute noch nicht zu deuten, all das Klingen und Läuten“ (73 f.). Bei seiner Mutter durfte er nie zuschauen, wie sie sich ankleidete. Doch jetzt läuten ganz andere Glocken als seinerzeit in Messkirch.

Elfride möchte Martins Gefühlsschwall bald konkret festmachen und drängt auf eine Heirat. Sie will nicht nur eine unverbindliche Liebschaft mit ihm, sondern seine Lebensgefährtin werden und mit ihm eine Familie gründen. Es ist ihr ernst, und sie wird zeitlebens an der Beziehung zu ihm festhalten, obwohl sie es mit ihm nicht leicht haben wird.

Nun muss er die Augen öffnen und sich mit den Konsequenzen der Liebschaft befassen. Doch jetzt wird ihm angst und bange! Er ist noch nicht erwachsen, immer noch der brave Sohn, der Angst hat, die Eltern und die Kirche mit der Beziehung zu einer protestantischen Frau zu enttäuschen. Zudem befürchtet er, die Beziehung zu Elfride könnte auch seiner beruflichen Karriere im katholischen Freiburg schaden.

Doch Elfride zweifelt nicht, dass dieser Mann es wert ist, geheiratet zu werden; ihr Feuer ist mehr als nur ein Strohfeuer. Es gelingt ihr, seine Bedenken zu zerstreuen. Im nächsten Frühjahr hält er endlich bei ihrem Vater um ihre Hand an, getraut sich aber nicht, dem preussischen Offizier persönlich unter die Augen zu treten, sondern bringt sein Anliegen nur schriftlich vor. Dieser Mangel an Mut macht den Offizier wütend. Er verbietet der Tochter den Umgang mit dem armen Schlucker. Doch sie gibt nicht klein bei.

Auch aus Messkirch kommt Widerstand: Martins Eltern akzeptieren die protestantische Schwiegertochter nicht. Weil er das ahnte, verschwieg er ihnen seine Verlobung vom vergangenen August auf der Insel Reichenau. Dazu passt, dass er den Verlobungsring in den Bodensee fallen lässt, eine typisch Freudsche Fehlleistung.

Angesichts dieser Schwierigkeiten könnte sich Elfride fragen, was sie sich da für einen Verlobten angelacht habe. Doch sie ist ihrer Sache sicher und setzt sich durch: Am 20. März 1916 wird standesamtlich und tags darauf in der Universitätskapelle des Freiburger Münsters geheiratet. Die Kriegstrauung vollzieht Martins Freund Engelbert Krebs. „Es ist eine Trauung ohne Orgel, ohne Brautkleid, Kranz und Schleier, Festmahl und Gäste, sogar ohne Eltern, wenn auch mit deren schriftlicher Einwilligung. ... Das junge Paar lässt sich am 25. März ein zweites Mal trauen, diesmal protestantisch, durch einen mit der Braut befreundeten Pfarrer in Wiesbaden“ (Fischer 75).

Martin heiratet in „bessere Kreise“ ein. Das Hochzeitsmahl, das Elfrides Eltern dem Paar in Wiesbaden ausrichten, beeindruckt ihn tief. Seine Eltern aus Messkirch lassen sich entschuldigen. Er wird ihnen Elfride ein Vierteljahr später vorstellen.

Zwei Jahre später wird er zu Elfride mit innerer Distanz über die Beziehung zu seinen Eltern sprechen. Er ist jetzt nicht mehr ihr lieber Bub. Am 4. Sept. 1918 schreibt er: „Ich mache den Eltern für ihr Zögern keinen Vorwurf; letztlich liegt alles am katholischen System und seiner inneren Unfreiheit, am sich fromm gebärdenden *Gewissensdespotismus*. ... Eine Auseinandersetzung mit ihnen führt zu nichts. Sie sind in eine *Lebensverküppelung* hineingewachsen, aus der niemand sie herausreisst“ (Fischer 76).

Was ihm als Kind das Heiligste war, ist nun ein *Gewissensdespotismus*, der eine unheilbare *Lebensverküppelung* zur Folge hat. Das Wort „verküppelt“ im Titel dieses Essays stammt aus diesem Brief an Elfride. Die *Lebensverküppelung* betrifft nicht nur die Eltern, sondern auch ihn.

Religiös fängt er ganz neu an: Er sucht jetzt „ein ganz ursprüngliches religiöses Eigenleben. Durch Elfride wird er zur Lektüre Martin Luthers und Friedrich Schleiermachers animiert. Luther beeindruckt ihn stark, und er attestiert ihm den Einbruch einer ursprünglichen Religiosität, die sich so nicht einmal bei den Mystikern finde. Er lernt schnell. Bereits im Sommer 1917 bereichert er Elfrides Geburtstag mit einem Vortrag über die zweite aus Schleiermachers ‚Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern‘. ... Der papsttreue Erzreaktionär ist dank seiner Frau in kürzester Zeit in die liberale Mitte gerutscht“ (Fischer 76 f.).

Als Denker hat er Erfolg: 1923 wird er auf den ausserordentlichen Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Marburg berufen.

Doch die Beziehung zwischen ihm und Elfride gerät in eine schwere Krise. Fischer: „Er hat nur sein Werk im Kopf, seine Karriere, und überlässt Elfride alle praktischen Dinge des Alltags. ... Sie muss die finanzielle Hauptverantwortung tragen und als Lehrerin arbeiten. ... Die vernachlässigte Ehefrau flüchtet sich bald einmal in die Arme ihres Jugendfreundes Friedel Caesar und wird prompt von ihm schwanger. Das erschüttert Heidegger aber keineswegs. ... Er legitimiert Friedens Kind, das am 20. August 1920 ehelich geboren wird und den Namen Hermann erhält, ohne weiteres. ...

Kurz nach der Geburt nimmt Elfride ihr Studium wieder auf. ... Schliesslich aber muss sie den Plan, ihr Studium abzuschliessen, aufgeben, weil die Mehrfachbelastung ihre Kräfte übersteigt. Damit bleibt ihr nur die Position der Frau im Hintergrund, die die Grösse des Mannes ermöglicht“ (130 f.).

Seine symbiotische Beziehung zu Elfride verwandelt sich nicht in eine verantwortlich gestaltete Partnerschaft zweier eigenständiger Persönlichkeiten. Für sie ist er ein Egoist, der nur seinem Denken frönt. Dieses ist ihm wichtiger als die Arbeit an der Beziehung zu ihr. Der zweite Mega-Schritt der BE gelingt ihm nur halb. Er bejaht jetzt zwar die Sexualität, ist aber nicht imstande, die damit verbundenen, auf ihn einstürmenden Gefühle auf ein Niveau anzuheben, das der Spitze der BE angemessen wäre. Die Nachreifung seiner archaischen Gefühle bleibt auf halbem Weg stecken.

Es verwundert darum nicht, dass er bald einer nächsten Anima-Projektion verfällt und damit eine zweite Frau ins Unglück stürzt.

4.2. Hannah Arendt

„Im Herbst 1924 beginnt eine junge Studentin aus Königsberg, gerade 18 Jahre alt geworden, ihr Studium der Philosophie, Theologie und Altphilologie. Hannah Arendt ist bildschön, Jüdin, und steckt in einer schweren

Adoleszenzkrise. Im kleinbürgerlichen Marburg fällt sie durch ihre kecke Frisur und ihre modische Kleidung sofort auf. Ihr Mitstudent und Vertrauter Hans Jonas, der sie im Heideggerseminar kennengelernt hat und ihrer Faszination augenblicklich erliegt, spricht von einer ‚magnetisch schönen Frau‘. ...

Wenn sie redet, hängen alle an ihren Lippen. Von den kommunen Heidegger-Enthusiasten hält sie sich fern und empfängt in ihrer Dachkammer nahe der Universität ausser ihren Königsberger Freunden nur Hans Jonas. Diese Kammer teilt sie mit einer kleinen Maus, die auf ihren Ruf aus ihrem Loch kommt, um sich zum Ergötzen ihrer Besucher füttern zu lassen“ (Fischer 130).

Das Verhalten der bildschönen, hochbegabten, ihre Umgebung elektrisierenden jungen Frau mit kecker Frisur und modischer Kleidung ist auffällig. Ihr erlesenes Spiel mit der fruchtbaren, lichtscheuen Maus hat mit ungelösten sexuellen Problemen zu tun, die im frühen Verlust des Vaters wurzeln, der an der Syphilis starb.

Bald sitzt sie ihrem Professor in dessen Sprechzimmer gegenüber. Sie begegnet - so Fischer - „einem emotionell und sexuell ausgehungerten Mann, der in einer Ehekrise steckt. ... Ihn trifft auf der Stelle der Dämon. Sie hat die Szene ihrem Freund Jonas geschildert: ‚Die Sprechstunde fand statt, als draussen bereits der Abend dämmerte, und im Zimmer verbreitete sich eine gewisses Dunkel. Er hatte kein Licht angezündet. ‚Als das Gespräch beendet war, Hannah aufstand und der Professor sie zur Tür begleitete, geschah etwas für sie Unerwartetes - in Hannahs Worten: ‚Plötzlich fiel er vor mir auf die Knie. Und ich beugte mich nieder, und er streckte von unten aus dem Knien heraus seine Arme zu mir empor. Ich nahm seinen Kopf in meine Hände, und er küsste mich, und ich küsste ihn ‘“(131).

Wie hätte eine psychisch ausgeglichene, instinktsichere 18-jährige Studentin auf den emotionalen Überfall ihres Professors reagiert? Sie hätte diesen wohl zu allererst gebeten, Licht zu machen, mit der Begründung, sie habe nicht gern schummriges Zeug... Der Kniefall des „emotionell und sexuell Ausgehungenen“, der fast doppelt so alt war wie sie selber, hätte sie angewidert. Sie hätte einen grossen Bogen um ihn gemacht und das Zimmer schnurstracks verlassen. Ihr wäre blitzartig klar geworden, dass aus dem krankhaften Theater nichts Gutes entstehen könne. Fortan hätte sie ihn gemieden.

Aber Hannah war nicht instinktsicher und spielte die Szene mit. Damit liess sie sich auf eine Tragödie ein, die beiden mehr Unglück als Glück einbrachte.

Er fordert, die Beziehung geheim zu halten, was nicht leicht ist, da in Marburg fast jeder jeden kennt. Wie anfangs bei Elfride, will er auch diesmal nicht offen zur Geliebten stehen. Er ist nicht Manns genug, die Konsequenzen der Beziehung zu ihr auf sich zu nehmen, setzt aber gleichwohl den Ruf, die Ehe, Familie, Laufbahn und Hannahs Glück aufs Spiel. Das ist unreif, eines Mannes nicht würdig, der ein grosser Philosoph sein will.

Beide gehen nicht in sich, um sich bewusst zu machen sich, was abläuft, sondern stürzen sich kopflos in eine tief abgründige Leidenschaft. Der zweite Mega-Schritt gelingt Heidegger nicht ganz. Dieser wäre die hohe Kunst, den Trieb zu kultivieren und verantwortlich ins Leben zu integrieren. Das ist allerdings schneller gesagt als getan... Eine Knacknuss dabei wäre auch der Antisemitismus von Elfride, die Hannah einmal an den Kopf wirft, was Hannah ihr antue, bringe nur eine Jüdin zustande - eine deutsche Frau wäre nie so gemein (Fischer 567)... Mit dieser primitiven Schattenprojektion breche ich ab.

Das Urteil des Alterstraums dürfte inzwischen klar sein: „Reifepfung nicht bestanden.“

5. Das Rätsel Heidegger

Ein erstes Rätsel an Heidegger ist sein Verhalten in der Nazi-Zeit. Warum fiel er anfangs auf die Nationalsozialisten herein, die grossmäulig versprachen, Deutschland von der Schmach von Versailles zu erlösen? Verschmolzen ihre Versprechen im tiefschwarzen, abgründigen Schatten von Heideggers Psyche mit hasserfüllten Aggressionen aus der Jugend, die nur darauf warteten, erlittenes Unrecht zu rächen? Mit dem Urteil, Heidegger sei in seinen Schatten hineingefallen, lässt sich verstehen, warum er als Rektor der Universität plötzlich die Armbinde mit dem Hakenkreuz trug. Hoffte er insgeheim, als Gebildeter und rhetorisch Begabter zum philosophischen Berater der herrschenden Partei avancieren zu können? Solche Hoffnungen wurden enttäuscht, und nach dem Krieg hatte sein zwielichtiges Verhalten schwere Folgen, auch eine kurze psychiatrische Internierung, weil das gestrenge Verhör der Berufskollegen zu einem Nervenzusammenbruch geführt hatte.

Er konnte den Schatten nie akzeptieren. Auch der Therapeut in der Klinik brachte ihn nicht dazu, sich offen, ehrlich und demütig mit dem Schatten auseinanderzusetzen. Das war zu viel für ihn. Lauerte dahinter, wie Jung vermutete, eine Psychose (Schizophrenie)? Die Abgründe seiner Psyche sind letztlich nicht auszuloten. Durchschaut zu werden und dazu stehen zu müssen, war für ihn unerträglich; dazu war er seelisch zu wenig flexibel.

Auf ein anderes Rätsel weist Hans Jonas hin, der langjährige Freund von Hannah Arendt: „Heidegger hat den Beweis erbracht, der noch nie in der Geschichte der Philosophie erbracht wurde, dass man ein Denker sein kann und dabei ein niedriger Mensch. ... Jonas fühlte sich von Heidegger geschädigt, weil er ihm das Vertrauen in die sittliche Kraft der Philosophie ein für allemal zerstörte. ...“

Als ‚niedrigen Menschen‘ sieht ihn auch sein langjähriger Freund Karl Jaspers: ‚Ich vermisse bei Heidegger jede Noblesse‘“ (Fischer 15).

Hannah Arendt geht noch weiter und nennt Heidegger einen *charakterlosen Menschen*, der sich „aus allem Unangenehmen rausschwindle“ (Fischer 15).

Richard Rorty fasst die Diskrepanz zwischen dem genialen Denker und dem enttäuschenden Menschen zusammen: „Heidegger war ein Nazi, ein feiger Heuchler und der grösste europäische Denker unserer Zeit. Wie ist das möglich? Diese bange Frage von Jonas ist auch heute noch nicht beantwortet“ (Fischer 16).

Das Urteil von Karl Löwith, der Heidegger schon als jungen Dozenten kennenlernte und jahrzehntelang kannte, ist ausführlicher und differenziert. Er empfand Heidegger als eine faszinierende Persönlichkeit. Die Faszination lag seines Erachtens in der Undurchsichtigkeit seines Wesens: „Niemand hat ihn wirklich gekannt“ (Fischer 82).

Löwith kam 1919 wegen Husserl nach Freiburg - und fand Heidegger: „Die Faszination, die er durch seine unbestimmte Entschiedenheit und seine erbarmungslose Kritik auf uns ausgeübt hat, ist nicht von seiner Person gewichen. ... Es sind nun zwanzig Jahre her, dass ich nach Freiburg kam; er vermag die Hörer heute noch durch das Hintergründige seines Vortrags zu fesseln..., weil er an Intensität und Radikalismus des philosophischen Könnens und Wollens alle andern Universitätsphilosophen weit überragt. ... Er war ein kleiner dunkler Mann, der zu zaubern verstand, indem er vor den Hörern verschwinden liess, was er eben noch vorgezeigt hatte. ... Diese Kunst der Verzauberung hatte mitunter höchst bedenkliche Folgen: Sie zog mehr oder minder psychopathische Existenzen an, und eine Studentin nahm sich nach drei Jahren Rätselraten das Leben. ...“

Sein Gesicht lässt sich nur schwer beschreiben; denn er konnte einen nie anblicken mit offenem Blick und auf längere Zeit. ... Zwang man ihn im Gespräch zu einem direkten Anblicken, so wurde sein Ausdruck verschlossen und unsicher. Die Aufrichtigkeit im Verkehr mit anderen war ihm versagt. Natürlich war ihm hingegen der Ausdruck eines vorsichtigen, bauernschlauhen Misstrauens“ (Fischer 91).

Die Hauptursache für Heideggers Unaufrichtigkeit war neben seiner schizoiden Disposition die ekklesiogene Neurose. Der Gewissensdespotismus der alleinseligmachenden Kirche führte zur Verkrüppelung seiner Seele und machte aus ihm einen „charakterlosen Menschen, der sich aus allem Unangenehmen rausschwindelt“ (Hannah Arendt).

Literaturverzeichnis

1. DeMause, Lloyd: Hört Ihr die Kinder weinen. Suhrkamp 1979.
2. Eilenberger, Wolfram: Zeit der Zauberer. Die Philosophie 1919-1929. Klett-Cotta 2018.
3. Fischer, Anton M.: Martin Heidegger - der gottlose Priester. rüffer & rub, Zürich 2013.
4. Heidegger, Martin: Zollikoner Seminare - hg. von Medard Boss (Klostermann 1987).
5. Holzhey-Kunz, Alice: Zollikoner Seminare 1959-1969 (Forumsvortrag 7. 2. 2013).
6. Kaufmann, Rolf: Monotheismus - Aufstieg, Zerfall, Umwandlung. opus magnum 2015.
7. Kaufmann, Rolf: Alte und neue Religiosität. opus magnum 2006.
8. Kaufmann, Rolf: Die Krise des Tüchtigen. Walter-Verlag 1983.
9. Müller, A. und L. (Hg.): Wörterbuch der Analytischen Psychologie (Patmos 2003).
10. Obrist, Willy: Die Mutation des Bewusstseins - vom archaischen zum heutigen Selbst- und Weltverständnis. Peter Lang 1980.
11. Obrist, Willy: Die Mutation des europäischen Bewusstseins. Kurzfassung. opus magnum 2006.
12. Safranski, Rüdiger: Ein Meister aus Deutschland. Hanser 1994; Fischer TB ¹⁰2020.
13. Walch, Gerhard M.: Wandlungen des Bewusstseins. Opus magnum 2017.

Nachtrag

Die Bücher von Fischer und Safranski informieren ausgezeichnet; sie basieren auf gründlicher Kenntnis des Stoffes. Doch sie sind m.E. etwas einseitig: Während Safranski dazu neigt, Heideggers menschliche Defizite zu beschönigen, hebt Fischer diese hervor. Für mich ist Heidegger aber weder ein „Meister aus Deutschland“ noch ein narzisstisch gestörter „Priester ohne Gott“. Den Ehrentitel „Meister“ verdient er nicht; andererseits ist seine Seinsfrömmigkeit echt. Ich gebe den beiden Autoren aber auch Recht: Mit dem Wort „Genie“ im Titel dieses Essays komme ich Safranski entgegen, und mit dem Ausdruck „verkrüppelt“ stimme ich Fischer zu.

Das Fragezeichen am Schluss bedeutet: In der historisch-kritischen Forschung ist, auch mithilfe der Tiefenpsychologie, nie Sicherheit, sondern immer nur Wahrscheinlichkeit zu erreichen.

Über den Autor

Rolf Kaufmann, geb. 1940 in Zürich, ist Theologe und Psychotherapeut. Diplom als Analytischer Psychologe des Jung-Instituts, Zürich. Neben der psychotherapeutischen Praxis war er Zen-Lehrer und Erwachsenenbildner. Er war Freitodbegleiter bei Exit und Dozent am Internationalen Seminar für Analytische Psychologie, Zürich. Autor zahlreicher Bücher und Publikationen zum Thema „Zeitgemässe Spiritualität.“ Autor und seit 2020 Senior Expert am Human and Global Development Research Institute (DRI), Wien.

Anschrift: Rolf Kaufmann, Zeltweg 9, CH-8032 Zürich

Email: rolf.kaufme@bluewin.ch